

# BRANDENBURGKURIER



Märkischer  
Informationsdienst



Landsmannschaft  
Berlin-Mark Brandenburg e.V.  
Haus Brandenburg - Freundeskreis e.V.

Stiftung Brandenburg

Fürstenwalde (Spree)

€ 1,50 / 23. Jg., Nr. 1, März 09

## Rückblick auf das Jahr 2008 und Vorschau für 2009

Prof. Dr. Werner Vogel

Blicken wir auf das Jahr 2008 zurück, dann können und dürfen wir aus der Sicht der Stiftung Brandenburg und ihres Hauses Brandenburg feststellen, dass es ein facettenreiches und arbeitsintensives Jahr gewesen ist, in dem das Haus seine Stellung als Dokumentationszentrum für die Geschichte des ehemaligen Ostbrandenburg jenseits von Oder und Neiße, das heute zu Polen gehört, erfolgreich ausbauen konnte.

Gemeinsam mit der polnischen Bevölkerung haben wir an der 500-Jahrfeier des Johanniterordens in Slońsk (Sonnenburg) teilgenommen und mit der Wojewodschaftsbibliothek in Gorzów (Landsberg/Warthe) die Veranstaltungsreihe über "Die Neumark - eine vergessene Provinz" fortgeführt. Unsererseits haben wir drei Referenten vermittelt, die Herren Dr. Völker, Dr. Jäger und Dr. Gahlbeck, deren Vorträge ein lebhaftes Echo bei den Zuhörern fanden. Mit Herrn Gahlbeck feierten wir in dem schönen, neuen Bibliotheksgebäude gleichsam eine Premiere, weil dabei die neue Simultanübersetzungsanlage eingeweiht wurde.

Mit dem Museum des Landes Lebus in Zielona Góra führte die vertrauensvolle Zusammenarbeit zur Übernahme der von Frau Maksymowicz erstellten Ausstellung über die Auswanderung von Ostbrandenburgern im 19. Jahrhundert nach Australien. In freilich verkleinertem, dem Haus Brandenburg angemessenen Rahmen, konnte die Ausstellung hier drei Monate lang von deutschen und polnischen Besuchern besichtigt werden. Dies kam besonders im Mai der Langen Nacht der Museen in und um Fürstenwalde zugute.

Die guten deutsch-polnischen Kontakte wurden aber auch von Mitgliedern des Stiftungsrates unmittelbar fortgeführt und vertieft.

Mit dem Freundeskreis des Hauses Brandenburg wurden vier Vortragsveranstaltungen durchgeführt, auf denen der Minister des Innern, Herr Schönbohm, sowie Herr Oberschulrat a.D. Lau, Herr Dr. Thieme (Oberstudienrat i.R.), Frau Dr. Nogossek (Deutsches Historisches Museum in Berlin) und Herr Dr. Wojciekowski (Direktor des Collegium Polonicum an der Viadrina in Słubice (Vorstadt Frankfurt/Oder) im dichtgefüllten Vortragssaal über historische und politische Probleme im deutsch-polnischen Verhältnis sprachen.

Im Ganzen wurde damit eine Arbeit geleistet, die dem Bestreben der Landesregierung nach Aussöhnung mit unseren polnischen Nachbarn und einer guten Zusam-

menarbeit entspricht und sie unterstützt.

Im Hause selbst wurden zahlreiche Führungen mit Besuchergruppen aus Fürstenwalde, Brandenburg, ja aus der weiteren Bundesrepublik durchgeführt, in denen zugleich über die Geschichte Ostbrandenburgs und die Arbeit des Hauses Brandenburg informiert wurde. Hervorheben möchte ich, wegen der Bedeutung für die deutsch-polnische Gemeinsamkeit, den Besuch von Mitgliedern der Deutsch-Polnischen Gesellschaft Brandenburg und des Seminars von Prof. Dr. Musekam (Viadrina, Frankfurt/Oder), das im Haus zunächst seine normale Seminarstunde abhielt und sich dann über das Haus, seine Geschichte und Aufgaben informieren ließ, sodass die Ausstellung besichtigte und sich von der Bibliothekarin in die Nutzung der Bibliothek unterweisen ließ. Eine engere Zusammenarbeit zwischen der Viadrina und dem Haus Brandenburg wurde vereinbart.

Aber auch die interne Arbeit des Hauses konnte trotz des geringen Personals erfolgreich fortgesetzt werden. So hat Frau Horn, die zugleich die Aufgaben des Sekretariats und der Museumsbetreuung wahrnimmt, rund 7.000 Ansichtskarten mit ostbrandenburgischen Motiven in eine Datenbank eingegeben, sowie zahlreiche Veranstaltungen und Besuchergruppen, wie etwa die Heimatkreise Crossen und Reppen, organisatorisch betreut.

Die Bibliothekarin, Frau Petzoldt, die zugleich das Archiv mit betreut, hat nicht nur die Benutzer der Bibliothek vorbildlich bei ihrer Arbeit unterstützt, sondern auch intensive Nachforschungen angestellt, um schriftliche, telefonische oder persönlich vorgetragene Anfragen zu beantworten. Aus dem weltweiten Benutzerkreis gingen viele anerkennende Schreiben ein.

Der im Werkvertrag mit finanzieller Unterstützung der Landesregierung tätig gewesene Historiker Gerhard Weiduschat hat die Musealien der Kreise Ost- und Weststernberg detailliert verzeichnet und in eine Datenbank eingegeben sowie die umfangreichen Archivalien nach geographischen Gesichtspunkten geordnet und für den Zugriff in das Archiv eingestellt.

Schließlich sind noch eine Vortragsveranstaltung über die Neumark und das Haus Brandenburg in Bad Saarow zu erwähnen sowie die Teilnahme an Veranstaltungen der das Haus fördernden Landsmannschaft Berlin-Mark Brandenburg, des Museumsbundes, an den Sitzungen des Stiftungsrates des Nordostdeutschen Kulturwerks in

Lüneburg, des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa (BKGE) in Oldenburg und die Kontaktaufnahme zur pommerschen Kulturreferentin am Pommerschen Landesmuseum in Greifswald mit der Aussicht auf Projektförderungen im kommenden Jahr.

Zuletzt bleibt noch zu erwähnen, dass der Stiftungsrat und der Wissenschaftliche Beirat jeweils zweimal im Haus Brandenburg getagt und dabei die Weichen für die Arbeit der Stiftung und des Hauses Brandenburg gestellt haben.

Abschließend ist der Landesregierung und hier insbesondere dem Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kultur des Landes Brandenburg zu danken, die unsere Arbeit durch einen Personalkostenzuschuß und den bereits genannten Werkvertragszuschuß wertvoll unterstützt haben.

### Vorschau auf Veranstaltungen 2009 im Haus Brandenburg

#### Museum:

- Ausstellung **Ernst Henseler** (1852 Wepritz b. Landsberg/Warthe – 1940 Berlin) ab April 2009
- Lange Nacht der Museen in Fürstenwalde (Spree) am 05. Juni

#### Vorträge: (Themen)

- 5. März  
„Ackerbürgerstadt Lippehne / Neumark“
- 6. März  
„Aus der Neumark, in die Neumark“

- April/Mai  
„Henseler-Ausstellung mit Buchpräsentation“
- Mai/Juni - Staatssekretär Harms (angefragt)
- Oktober  
„Polnischer Sprachunterricht an Schulen in Brandenburg“
- November  
„Literatur und Revolution in Landsberg a. d. Warthe. Eduard Boas (1815 – 1853) und seine dichterischen Feldzüge“

#### Weitere Veranstaltungen:

- 22. Februar: Teilnahme mit Stand u. Vortrag an der 5. Potsdamer Geschichtsbörse, Thema: „Zäsuren im 20. Jahrhundert“
- Im September: Sonderveranstaltung im Dom zu Fürstenwalde „Kunersdorf 12. August 1751“

Ferner ist daran gedacht, Herrn Piotrowski, Landsberg, zum Thema „Die Neumark in Bildern von einst und jetzt“, sowie Herrn Andrzej Kirmiel zum Thema „Juden in Grünberg“ bzw. „in Schwerin/Warthe“ zu je einem Vortrag einzuladen

Wir ziehen in Erwägung, eine mehrtätige **Exkursion** in die nördliche Neumark durchzuführen.

Im Frühjahr und im Herbst treffen sich die Delegierten der **Heimatkreise und der Landesverbände** zu ihren traditionellen Tagungen im Haus Brandenburg.

Teilnehmer der Busfahrten in die Heimatkreise jenseits der Oder und Neiße unterbrechen ihre Reise, um das Haus Brandenburg mit Museum und Bibliothek zu besuchen.

## Erlebnisberichte von Frauen über ihre Zeit nach dem Kriegsende 1945

Vorbemerkung: Die Berichte wurden erst kürzlich verfaßt. Der zeitliche Abstand zeigt, daß die Berichterstatterinnen die schmerzlichen und schlimmen Dinge nicht vergessen haben, ihre Gefühle aber heute von der Trauer über jene Ereignisse in ihrem Leben zeugen und nicht Zorn oder Vergeltungswillen enthalten. Ingrid Schellhaas

Gerda Kempe, geb. Hempel, geb. am 19.4.1929  
in Karzig, Kreis Soldin/Neumark

### Die Zeit der Zwangsarbeit in Polen vom 1. April 1945 bis Juni 1949

Wir wissen: am 30. Januar 1945 kamen die russischen Truppen auch nach Karzig. Ich war knapp 16 Jahre alt.

Am Ostersonntag, es war der 1. April 1945, musste ich, wie auch schon an den vorherigen Tagen, zur Arbeit auf dem Dorfplatz an der Kirche erscheinen. Doch an diesem Tag kam es anders: Plötzlich wurden wir von den Russen aufgefordert, auf einen bereitstehenden Lastwagen zu steigen. Wie viele Frauen und Mädchen wir waren, kann ich nicht mehr sagen. Uns wurde erklärt, dass wir in Landsberg ein größeres Gebäude zu reinigen hätten. In Landsberg angekommen, sperrte man uns stattdessen in einen Keller, Tag und Nacht. Zwei Wochen lang wurden wir ständig verhört. Was man von uns wollte, wurde mir nie klar. Tag und Nacht kamen wir nicht heraus. Toiletten gab es nicht. Es gab zwar Essen, aber das war schlecht und wenig. Es war einfach nur entsetzlich! Eines Tages aber wurden wir dann nach Schwiebus verlegt, dort

in Baracken untergebracht und von russischen Frauen bewacht. Viele von uns trugen mehrere Kleider übereinander (zur Erklärung: um einige Kleidung zu retten). Unsere Bewacherinnen aber hatten dies bemerkt. Wir mussten alles ausziehen, und sie nahmen sich dann, was ihnen gefiel.

Im Mai wurde ich, wie auch viele der anderen Frauen und Mädchen, ins Gefängnis nach Wronki an der Warthe gebracht. Als Grund wurde uns gesagt, weil „wir Deutsche“ sind. In Wronki mussten wir Sträflingskleidung tragen. Aber hier hatten wir endlich mal die Möglichkeit zu duschen. Vorher hatten wir keine Gelegenheit gehabt, nicht mal zum Waschen. Kopf- und Schamhaare waren mir bis dahin schon 3 mal abrasiert worden von den deutschen Männern, die mit uns im Gefängnis waren. Dabei standen russische Soldaten mit aufgeflepptem Bajonett daneben.

Als wir zur Arbeit aufgefordert wurden, meldete ich mich zur Landarbeit. So war ich tagsüber auf den Feldern in der Umgebung und nur nachts im Gefängnis eingesperrt. Im Sommer 1945 beförderte man uns nach Posen, wo wir wieder in Baracken einquartiert wurden. Vorher

allerdings wurden wir durch die Stadt „getrieben“, dabei von der polnischen Bevölkerung bespuckt und zusätzlich als „deutsche Schweine“ beschimpft. Es bedarf sicher keiner Worte, um zu verstehen, wie entsetzlich, schrecklich und auch unverständlich dies für mich - mit gerade 16 Jahren - war.

Etwas später erkrankte ich an Typhus und Ruhr. Es ging mir sehr schlecht. Ein Wunder, dass ich überlebt habe. Wunden sind geblieben, sie werden auch nie verheilen! Nach einer gewissen Zeit, wie lange das war, weiß ich nicht mehr, wurden wir in Waggons eines Güterzuges „verladen“. Nun hieß es, wir würden nach Russland kommen. Der Zug aber fuhr mit uns nur immer hin und her. Man wusste einfach nicht, wohin mit uns, weil doch sehr viele der Gefangenen krank und auch sehr jung (15/16 Jahre alt) waren. In meinem Waggon befand sich eine Rutsche nach draußen. Wie praktisch (!) zur Erledigung der Notdurft. Ich glaube, so war es auch in allen anderen Waggons, genau aber weiß ich das nicht. Der Zug hatte mehrere Wagen, wie viele es insgesamt waren, weiß ich auch nicht mehr. Es war aber auf jeden Fall ein ziemlich langer Zug. Und die Waggons waren alle voller Menschen. Morgens wurden die in der Nacht Verstorbenen herausgeworfen.

Im September 1945 brachte man uns dann ins polnische Lager Potulice bei Bromberg. Der Lagerkommandant, ein polnischer Jude, behandelte uns sehr, sehr schlecht - war es die „Rache der Opfer“? - Auch dort habe ich mich zur Landarbeit gemeldet, da mir von zu

Hause diese Tätigkeit vertraut war, und ich auch hoffte, etwas mehr und auch besseres Essen zu bekommen. Dadurch ging es mir dann auch tatsächlich etwas besser. Lohn bekamen wir für unsere Arbeit nicht. Eine ärztliche Versorgung gab es auch nicht. Bis 1947 wurden wir immer noch als Gefangene bewacht. 1947 erhielten wir dann die Erlaubnis, Briefe nach Hause zu schreiben. Unsere Angehörigen wussten ja überhaupt nicht, ob wir noch lebten und wo wir waren. Und wir hatten keine Ahnung, was seit unserer Verhaftung zu Hause geschehen war. Würden unsere Briefe je bei den Adressaten ankommen? Das war die bange Frage. Inzwischen aber hatten wir auch jegliche Hoffnung auf eine Heimkehr aufgegeben. Und doch - im Juni 1949 wurde ich nach Freienwalde (DDR) entlassen. Dort musste ich dreimal unterschreiben, dass ich in der DDR bleiben und arbeiten werde. Auf vielen Umwegen und durch Kontakte untereinander hatte ich erfahren, dass mein Bruder in Mühlheim/Ruhr lebte. Unter großen Schwierigkeiten bin ich dann schwarz über die Zonengrenze gegangen und kam am 23. Juli 1949 bei meinem Bruder an, der auch bereits die Zuzugsgenehmigung für mich hatte. Damals ein sehr wichtiges Dokument, ohne das man nicht ohne weiteres an einem Ort wohnen durfte.

Bei den Behörden wurde ich als „Spätheimkehrerin“ anerkannt (das brachte mir weder Vor- noch Nachteile!).

Vier Jahre und drei Monate meiner Jugend- und Ausbildungszeit hatte ich verloren! Nun musste ich mein Leben erst beginnen. Ich habe es geschafft. Die Wunden aber sind geblieben. Offiziell gibt es bis heute uns „Zwangs-

## Warum wohne ich schon 62 Jahre in Myślubórz/ Soldin ?

Ein Bericht von Lucja Szczygłowska

(überarbeitet von Ingrid Schellhaas, mit Erlaubnis der Autorin)

Ich heiße Lucja Szczygłowska. Ich bin jetzt 86 Jahre alt. Ich kam mit 24 Jahren nach Soldin. Das war schon nach dem Krieg. Ich bin Leserin des Heimatblattes des Kreises Soldin / Neumark. Euer Heimatblatt ist für mich sehr interessant. Trude Rendel, Christa und Werner Dünow sind meine guten Bekannten und Freunde. Ich kenne sie seit vielen Jahren. Auch Kasia Adamiok ist eine sehr liebe und gute Freundin von mir. Die deutschen Gäste besuchen uns immer, wenn sie nach Soldin kommen. Wir freuen uns, wenn wir zusammen bei einer Tasse Kaffee miteinander sprechen können.

Warum interessiere ich mich für Euer Heimatblatt? Dieses ist meine Antwort: In diesem Heimatblatt finde ich sehr interessante Artikel. Die Menschen, die hier früher wohnten, schreiben über ihren Schmerz, Sehnsucht und Erinnerungen, wie sie hier vor dem Kriege lebten und auch später. Wir hatten sehr ähnliche Erlebnisse und haben auch sehr viel Leid erlebt. Auch ich habe meine Heimat, wo ich geboren wurde, verloren. Ich bin Polin, aber nicht hier geboren, sondern in Nordpolen. Dort ist jetzt Litauen. Ich wohne in Soldin seit September 1946. Ich kam hierher, um meine Familie zu finden.

Während des Krieges arbeitete ich drei Jahre lang als Dienstmädchen bei der Familie L. in Allenstein und später dann bis zum Ende des Krieges in Heidenheim bei Frau L. Meine Familie kam nach sechs Jahren aus Sibirien mit

anderen Polen in einem Transport nach Soldin. Als ich Deutschland im Frühling 1946 verließ, war meine Familie noch in Sibirien. Ich suchte sechs Monate lang nach ihr. Es war nicht so leicht von Sibirien, Russland, fortzukommen. Endlich fand ich meine Familie in Soldin.

Wer von uns mehr Leiden, Unglück, Angst, Not, Hunger erlebte? Jeder muss selbst die richtige Antwort finden, und das ist nicht so leicht. Warum ist das alles so geschehen? Warum und wozu gab es diesen für uns und für Euch und für Tausende Menschen so schrecklichen Krieg? Jeder von uns hat den Krieg anders erlebt. Es gab auch Menschen und Länder, die dadurch reicher geworden sind. Aber nicht wir und nicht Ihr.

Zu Beginn des Krieges war ich 16 Jahre alt. Wir wohnten in Nordpolen. Wir grenzten an Litauen, Lettland und Russland. Meine Familie wohnte in einer Kleinstadt wie Soldin. Meine Stadt hieß Święciany, nicht weit von Wilna, das heute Vilnius heißt und die Hauptstadt von Litauen ist. Nach dem Krieg durften wir nicht nach Święciany zurückkommen. Es liegt jetzt in Litauen. Mein Vater war von Beruf Lehrer am Gymnasium. Er studierte in Russland noch vor dem Ersten Weltkrieg und beendete sein Studium in Leningrad. Meine Mutter war nicht berufstätig. Sie arbeitete zu Hause. Ich hatte Geschwister, einen Bruder und drei Schwestern. Wir wohnten im eigenem Haus. Das Haus war groß, hatte sechs Zimmer, Küche und Bad. Am Haus hatten wir einen Garten mit Obstbäumen. Unsere Mutter hatte immer viel Arbeit mit uns, im Haus und im Garten. Wir Kinder halfen ihr, wenn wir Zeit und Lust dazu hatten. Unsere Pflicht war es vor al-

lem, gute Noten in der Schule zu haben, also fleißig zu lernen. Meine älteste Schwester Wanda, damals 22 Jahre alt, hatte das Abitur gemacht und arbeitete als Sekretärin am Gymnasium. Meine zweite Schwester, Hedwig, war 19 Jahre alt, sie wollte Lehrerin werden und besuchte das Lehrerseminar. Ich, Lucja, war noch auf dem Lyzeum, in zwei Jahren sollte ich Abitur machen. Ich wollte Ärztin werden. Mein Bruder Waclaw ging auf das Gymnasium. Meine jüngste Schwester Sofia war 8 Jahre alt. Sie ging in die zweite Volksschulklasse. Wir jungen Leute interessierten uns nicht für Politik wie die heutige Jugend. Wir lebten ruhig, friedlich und ich glaube auch glücklich. Wir waren nicht reich, und nicht arm. Wir hatten alles, was Kinder brauchen. Wir hatten liebe Eltern und Großeltern. Wir hatten zu Hause Familienliebe, waren gesund, froh und zufrieden. Wir hatten alle Skier, Schlittschuhe, Radio, ein Fahrrad, Spiele. Im Winter gab es bei uns immer viel Schnee, Frost und Eis. Alle trieben wir Sport, mit dem Vater liefen wir Ski. Wir verbrachten unsere Winter- und Sommerferien sehr oft bei unseren Großeltern auf dem Land oder zelteten am See oder im Wald. Wir hatten so schöne Pläne für unsere Zukunft.

1939 verlebten wir unsere letzten glücklichen Sommerferien. Wir hörten manchmal, worüber die Erwachsenen sprachen. Sie sprachen über einen Krieg zwischen Deutschland und Polen. Wir glaubten nicht, dass es so schlimm wird. Wir wußten nicht, wie Krieg aussieht.

Es war der 1. September, wie gewöhnlich gingen wir zur Schule. Plötzlich hörten wir im Radio eine schreckliche Nachricht: Der Krieg hat angefangen. Die Deutschen sind schon in Polen. Wir blieben zu Hause. Man hörte Flugzeuge. Die Nachrichten waren sehr traurig. Am 17. September sahen wir durch das Fenster ganz fremde Soldaten. Das war die russische Armee, russische Autos, Tanks mit Kanonen. Unser Vaterland war nun in zwei Teile geteilt, Ostpolen gehört den Russen, Westpolen gehört Deutschland. Wir gehörten zu Russland. So beschlossen es die Großmächte Stalin und Hitler. Nach zwei Wochen war für Polen Kriegsende (offiziell).

Der russische Befehl lautete: Alle Leute sollen (müssen) an ihre Arbeit zurück gehen, die Schüler zur Schule. So machten unser Vater und wir es. An einem Tag im Oktober gingen wir zusammen zur Schule, in der Pause kam der NKWD, die russische schreckliche Macht. Sie nahmen den Direktor, meinen Vater, den Vertreter des Direktors und auch andere polnische Lehrer mit. Das war das letzte Mal, dass ich meinen Vater sah.

Unser Vater ist nie wieder nach Hause gekommen. Er war im Gefängnis. An die Schule kamen neue Lehrer, der Direktor war Russe. Viele gebildete Leute sind ins Gefängnis gesteckt worden. Im Frühling 1940, im April, wurden alle Gefangenen nach Russland deportiert. Unser Vater kam auf die Halbinsel Kola in Nordrussland. Das Lager war in der Nähe von Murmansk, Monczykorsk heißt dieser Ort. Er arbeitete im Wald beim Bäume fällen, konnte aber die Norm nicht erfüllen. Er hatte nicht die Kraft und Gesundheit für solch schwere Arbeiten. Er bekam dann andere Arbeit im Lagerkrankenhaus als Sanitäter. Er musste 24 Stunden arbeiten ohne Pause, dann hatte er etwas frei.

Bis Dezember 1939 besuchte ich das russische Lyze-

um. Am 10. Dezember ließ mich der russische Direktor nicht in die Schule hinein. Ich gehörte zur „gefährlichen“ Jugend, damit war ich keine Schülerin mehr.

Als der Direktor mich von der Schule verwies, wußte ich nicht, was ich tun sollte. Bei uns zu Hause hatten sich zwei russische Offiziere in zwei Zimmern einquartiert. Etwas später kamen auch ihre Frauen mit den Kindern. Meine Schwester arbeitete schon nicht mehr als Sekretärin in der Schule. Mit dem Geld waren wir knapp dran. In den Läden konnte man auch nicht viel kaufen. Bis zur litauischen Grenze waren es nur 12 km. Dort waren keine Russen. Litauen war noch frei, man konnte noch alles bekommen. Die Leute gingen von Zeit zu Zeit über die Grenze, um etwas zu kaufen oder von Familie oder Verwandten etwas zu bekommen. Das war schon im Dezember 1939. Meine Oma wohnte in Litauen, sie hatte drei Häuser mit vier Wohnungen. Drei der Wohnungen vermietete sie und bekam auf diese Weise Geld. Manche Leute gingen „schwarz“ über die Grenze, sie wussten, wo keine Wachen waren. So beschloß ich, auch über die Grenze zu meiner Oma zu gehen. Ich kam glücklich rüber. Später wollte meine Familie auch zur Oma kommen, aber da war es schon nicht mehr möglich. Es gab strenge Grenzkontrollen.

Inzwischen hatten wir schon das Jahr 1940. Der 13. April, das war der schrecklichste Tag: Meine Mutter und Geschwister sind nach Sibirien deportiert worden. Sie mussten alles verlassen, sie durften nur Handgepäck mitnehmen. Alles, was zu Hause war, gehörte schon den russischen Familien. Die Reise dauerte drei Wochen im Viehwagen. Sie wussten nicht, wohin sie fahren. Die Wächter sagten ihnen, dass sie zu ihrem Mann fahren, aber das war eine Lüge. Sie mussten dort sechs Jahre leben. Können Sie sich vorstellen, was das für ein Leben war in Asien, ohne Arbeit ohne Hilfe? Im Herbst 1946 kamen sie nach Polen zurück, aber nicht in ihre Heimat, wo sie früher wohnten. Unsere Heimat gehört jetzt zu Litauen und Weißrussland. Sie kamen nach Polen, aber wohin sie dort sollten, das wussten sie wieder nicht. Sie sind mit einem Transport nach Soldin gekommen. Das war ein ganz unbekanntes Land. Nicht alle Menschen haben das Glück gehabt, aus Sibirien zurückzukommen. Viele von ihnen sind gestorben oder hatten keine Dokumente, aus denen hervorging, dass sie Polen sind. Sie sind bis heute dort geblieben. Als meine Familie nach Soldin kam, waren die besten Häuser schon besetzt. 1945, nach dem Ende des Krieges, mussten viele Polen ihr Vaterland verlassen, weil nun Ostpolen zur Ukraine, zu Weißrussland und Litauen gehörte. Bis heute stehen die Häuser noch, in denen wir wohnten. Bis heute bekamen wir dafür keine Entschädigung.

Die Rückkehrer aus Sibirien fanden nur noch freie Wohnungen vor, die in schlechtem Zustand waren. Meine Familie bekam für 7 Personen zwei feuchte Zimmer voller Ratten und mit kleinen Fensterchen. Mein Bruder hatte ein russisches Mädchen, Lida, geheiratet. Sie kamen mit ihrem 8 Monate alten kleinen Jungen. Nach 6 Jahren fand ich meine Familie wieder. Unser Vater ist 1943 in Russland gestorben. Der Anfang des Lebens in Soldin war für uns sehr schwer und entbehrungsreich.

Und wie kam ich nach Deutschland ?

Ich wohnte, wie schon weiter oben erwähnt, bei meiner Oma in Litauen, mein Vater war im Lager in Russland und meine Mutter mit den Geschwistern in Sibirien. Wir hatten Kontakt miteinander. Wir durften ihnen etwas schicken. Das dauerte aber nicht sehr lange, denn nun war wieder Krieg: Die Deutschen kämpften gegen Russland, das war 1942. Ich war inzwischen 20 Jahre alt. Litauen, Lettland und Estland waren für die Deutschen keine Feinde. Sie halfen oft den Deutschen. Die deutsche Armee kämpfte in Russland. Es gab in dieser Zeit schwere Kämpfe, so z.B. bei Stalingrad. Sehr viele deutsche Soldaten sind gefallen. Sie waren nicht auf die große Kälte in Russland vorbereitet. In Deutschland brauchte man Menschen zur Arbeit. Deshalb gab es auf den Straßen oft überraschende „Razzien“. Solche „Razzien“ wurden von lettischen Soldaten durchgeführt. Wir verstanden ihre Sprache nicht. So wurde auch ich mit anderen jungen Leuten eingefangen und nach Deutschland geschickt. In Allenstein im Arbeitsamt wartete man auf Transporte mit Arbeitern. Weil ich im Gymnasium fünf Jahre Deutsch gelernt hatte, konnte mich Frau L. als Dienstmädel gebrauchen. Frau L. hatte ein Lebensmittelgeschäft. Ich arbeitete bei ihr in Allenstein und später auch in Heidenheim bis zum Kriegsende. Ihr Mann war Tischler, er hatte eine kleine Tischlerei. Bei ihm arbeiteten junge Franzosen.

Der Krieg dauerte an. Niemand war sich sicher, was morgen kommen würde. Die Nachrichten von der Front waren nicht gut. Die russische Armee näherte sich Deutschland. Wir wohnten nicht weit vom Hauptbahnhof in Allenstein. Wir hörten in der Nacht das Brummen von Flugzeugen. Das waren wahrscheinlich amerikanische oder englische Flugzeuge. Sie bombardierten schon Königsberg und auch andere Städte. Wir hatten alle Angst, zu Hause zu schlafen. Wir Frauen übernachteten deshalb bei einer Verkäuferin, die weiter weg vom Bahnhof wohnte. Am nächsten Tag sind auch in Allenstein Bomben gefallen. Die Menschen flüchteten aus der Stadt. Die Russen waren nicht weit von Allenstein. Die Familie L. versammelte sich, sie hatten alle Angst und wussten nicht, was sie tun sollten. Sie wußten von mir, was die Russen mit reichen oder gebildeten Leuten machten. Der Schwiegersohn von Frau L., der Offizier war, erklärte uns: „Leute, macht keine Panik, wir haben schon die ganz neue Waffe V2. Sie bringt das Ende des Krieges, wir gewinnen den Krieg“.

Immer mehr Frauen erhielten traurige Briefe. Immer mehr Frauen wurden zur Witwe, weil ihre Männer an der Front fielen. Frau L. hat sehr oft mit mir sehr herzlich gesprochen. Sie hatte auch viele Sorgen. Sie hatte vier erwachsene Kinder. Ein Sohn war SS-Offizier. Er war in Russland an der Front schwer am Bein verwundet worden, ging an Krücken und wohnte jetzt in Heidenheim mit seinem dreijährigen Söhnchen Ojwin [Erwin?]. Er lebte zu dieser Zeit in Scheidung von seiner Frau, sie war Norwegerin. Frau L. war sehr unglücklich, sie war auch selbst nicht sehr gesund und hatte oft Herzschmerzen.

Wir hatten jetzt das Jahr 1943. Frau L.s Tochter Helga, die auf dem Allensteiner Hauptbahnhof Polizistin war, sagte: „Morgen fährt der letzte Zug von Allenstein nach

Deutschland. Mit dem dürfen nur Frauen mit ihren Kindern fahren. Es wäre am besten, Du fährst mit Lucy nach Heidenheim, ich finde für euch Plätze.“ In Heidenheim wohnte ja der Sohn von Frau L. Unter großen Schwierigkeiten sind wir beide über Berlin, Leipzig, Halle usw. nach Heidenheim gekommen. Die Reise war sehr beschwerlich und dauerte sehr lange. In Leipzig mussten wir umsteigen und nach dem Anschlusszug suchen. Die Bahnsteige waren sehr zerstört. Wir hatten fünf Koffer. Frau L. suchte jemanden, der uns half, die Koffer zu tragen. Jemand ergriff zwei Koffer und rannte damit weg. Das war ein Dieb. In dem einem Koffer waren alle meine Sachen, mir blieb nur das, was ich auf dem Leibe trug.

In Heidenheim wohnten wir dann in einem Blockhaus in der Polizeisiedlung zusammen mit anderen Polizeifamilien. In der Nähe befand sich eine Polizeischule. Dort waren jetzt Mädchen untergebracht, die bei der Armee als Telefonistinnen arbeiten sollten. Mit Frau L. und mir wohnten auch ihr Sohn und das dreijährige Kind Ojwin. Das Gericht hatte das so zum Schutz für Ojwin und seinem Vater angeordnet. Die Mutti war auch in Heidenheim, aber es war ihr nicht erlaubt, mit Ojwin zusammen zu sein. Frau L. und ich betreuten Ojwin.

Inzwischen hatten wir das Jahr 1944. Der Krieg dauerte weiter an. In Ostpreußen waren schon die Russen. Zwei Töchter von Frau L. sind nach langer und mühsamer Reise auch nach Heidenheim gekommen. Herr L. ist in Allenstein geblieben.

1945 kam die Tochter Hedwig mit ihrem Mann. Hedwig war schwanger. Hedwig hat einen Jungen geboren. Die zweite Tochter Hannelore kam mit vier Kindern und dem Kindermädchen. Sie hatte eine besonders schwierige Reise, sie kam mit dem Schiff nach Hamburg und dann später mit dem Zug nach Heidenheim.

Die Nachrichten über die politische Situation waren nicht gut. Frau L.'s Sohn sagte eines Tages, dass er mit Ojwin wegfahren würde. Er sagte niemandem, wohin. Frau L. dachte, dass er in die Schweiz führe.

Wir wohnten nun mit 11 Personen in drei Zimmern. Ich und das Kindermädchen hatten ein Zimmer unter dem Dach. Lebensmittel wurden knapp. Wir hörten öfter das Brummen von Flugzeugen, das bedeutete, dass die Amerikaner bald kommen würden. So war es denn auch. Es kam eine neue Ordnung (1945). Alle Ausländer mussten sich melden und brauchten nicht mehr für die Deutschen zu arbeiten. Ich freute mich darüber, dass der Krieg zu Ende geht und ich meine Familie wiedertreffen werde.

Der Abschied von Familie L. fiel mir schwer, Frau L. war wie eine Mutter für mich. Ich wohnte jetzt zusammen mit anderen Polinnen in einem großen Haus und besuchte Frau L. oft bis zu meiner Abreise nach Polen.

In dem Haus wohnten viele Ausländer, jeden Tag kamen mehr Leute aus verschiedenen Städten und Dörfern dazu. Zwei katholische Pfarrer aus dem Lager Dachau waren dabei. Unser Essen bekamen wir aus der amerikanischen Soldatenküche. Wir warteten auf unseren Transport nach Polen, nach Hause. Jeder wollte so schnell wie möglich zu Hause sein. Aber das war gar nicht so einfach.

Eines Tages kamen zu uns zwei polnische Offiziere aus England. Sie riefen uns alle zusammen und übermittelten uns ganz neue unbekannt politische Nachrichten. Sie

erklärten uns, wie es jetzt in Polen ist, wo die neue Grenze verläuft und wer das so angeordnet hat, welche Regierung wir haben usw. Wir brauchten nicht unbedingt nach Polen zu fahren, es gäbe auch die Möglichkeit, in die USA, nach England, Holland, Frankreich usw. zu emigrieren. Aber wir wollten trotzdem alle nach Hause. Der neue Grenzverlauf, das war für mich die schrecklichste Nachricht. Meine Heimat, wo ich geboren war, gehört jetzt zu Litauen. Wohin und mit wem soll ich fahren? Ich fand eine Familie, mit der ich fahren konnte. Ich wußte, ich muss meine Familie suchen, also fahre ich nach Polen. Wir warteten auf unseren Transport nach Polen bis zum Frühling 1946. Diese Familie mit der ich fuhr, wohnte in der Nähe von Danzig auf dem Land. Auf mich warteten keine Verwandten, keine Bekannten.

Ich bekam eine Freifahrkarte, um meine Familie zu suchen. Ich wusste inzwischen schon, wohin die Leute mit dem Transport aus Sibirien kommen würden: Vor allem nach Ostpreußen und auch an die Oder, Stettin, Küstrin, Soldin, Berlinchen u.a. Ich suchte, und suchte, ab April bis September. Ich war überall, aber ich wusste ja nicht, dass sie noch in Sibirien waren.

Ich war noch nie in Stettin. Als ich dann dort war, geschah ein Wunder! Ich ging durch die Straßen. Plötzlich sehe ich meine älteste Schwester Wanda, nach sechs Jahren! Oh mein Gott, ist das Wirklichkeit oder Täuschung. Sie kam aus Soldin, sie arbeitete dort beim Bürgermeister als Sekretärin und musste an einem Kurs für Sekretärinnen teilnehmen. Wir saßen auf einer Bank. Sie hatte nicht viel Zeit, aber sie erzählte mir schnell, dass sie in Soldin wohnt, dass unser Vater in Russland gestorben ist, dass unser Bruder ein russisches Mädchen geheiratet hat. Sie haben ein Kind, acht Monaten alt. Es ist ein Junge. Sie gab mir die Adresse und musste dann schnell loslaufen, ihr Bus wartete auf sie. Ich suchte den Zug nach Soldin. Das war nicht so leicht. Es war für uns ein ganz neues Land. Unbekannte Orte. Unter Schwierigkeiten bin ich spät abends in Soldin angekommen.

In der Stadt war es ganz dunkel, kein elektrisches Licht. Das Kraftwerk haben die Russen kaputt gemacht. Warum und wozu, weiß niemand. Ich fand die Straße, das Haus, wo meine Familie wohnte. Es war in der Nähe des Doms. Ich klopfte an das Fenster. Die Tür war zu dieser Tageszeit schon zu. Ich hörte die Stimme meiner Mutter: „Wer ist da?“ Ich antwortete: „Ich bin Lucja. Ich komme aus Deutschland.“ Ich hörte die Stimme meiner Mutter - nach sechs Jahren. „Oh mein Gott“, rief meine Mutter. Das Wiedersehen fand unter Freudentränen statt. Meine jüngste Schwester war, als ich sie das letzte Mal sah, 8 Jahre alt. Jetzt, nach sechs Jahren, ist sie schon 14. Ich habe sie bei dem dunklen Karbidlampenlicht nicht erkannt, ich dachte, sie ist Lida, die Frau meines Bruders.

All dieses, was wir erlebten, kann man nicht beschreiben.

In Soldin begann ein ganz neues Leben. Ein fremdes Land für uns. Unbekannte Menschen, die aus den verschiedensten Teilen Polens gekommen sein mussten.

Es ist 1946, Herbst, ich bin schon 24 Jahre alt. Ich ging nicht mehr auf das Gymnasium, ich musste Geld verdienen und arbeitete in der Schule als Lehrerin. Ich musste noch viel lernen, studieren und auch arbeiten. Gott sei Dank war ich gesund. Meine Geschwister, die aus Sibirien kamen, waren nicht gesund. Die jüngste Schwester Sofia hatte Schwierigkeiten mit ihren Augen. Das war eine Folge des Hungers, war Vitamin-C-Mangel. In der Schule gab es Lebertran aus den USA für alle Kinder. Ich bekam als Lehrerin auch eine ganze Flasche. Meine Mutter war damit sehr zufrieden, sie benutzte den Tran zum Braten von Pfannkuchen aus Kartoffeln. Ich konnte das nicht essen.

1947 heiratete ich. Mein Mann war Physiklehrer am Gymnasium. Wir haben zwei Kinder, eine Tochter Maria, geboren 1950 in Soldin und einen Sohn Josef, auch in Soldin geboren im Jahr 1954. Sie wohnen und arbeiten in Gorzów [*Landsberg/W.*]. Wir haben auch zwei Enkelinnen, sie wohnen und arbeiten in Hannover. Sie haben beide in Hannover studiert. Eine ist mit einem deutschen Mann verheiratet Sie haben zwei Kinder. Das sind unsere Urenkel: Viktoria 11 Jahre alt. und ein Junge, Luka, er ist bald 2 Jahre alt. Allen geht es sehr gut. Sie besuchen uns oft. Wir fahren auch gerne nach Hannover und zu Michaels Eltern nach Fallingb. oder nach Soltau. Ich und mein Mann sind seit 30 Jahren Rentner. Soldin gefällt uns sehr. Wir lieben unser Städtchen. Wir haben eine schöne Wohnung am See. Aber ich habe Heimweh. Ich war dreimal dort, wo ich geboren bin. Immer, wenn ich dort hinfare, tut mir das Herz weh. Aber hier sind unsere Kinder, Enkel und Urenkel und auf dem Friedhof meine Mutter, Großmutter und Geschwister.

Ich wohne jetzt hier seit 62 Jahren. Ich bin schon 86 Jahre alt. Wir haben viele Deutsche kennen gelernt, die früher hier wohnten. Sie besuchen uns und wir besuchen sie. Viele Leute sind bis heute unsere guten, lieben Freunde. Wir haben Kontakte, wir telefonieren, schreiben uns Briefe.

Diesen Bericht habe ich selbst mit meinem Computer geschrieben.

Ich freue mich, dass heute zwischen Deutschen und Polen richtige Freundschaft ist. So soll es für immer bleiben.

Ich grüße Euch sehr herzlich,

Eure Lucja Szczygłowska

(Myślubórz / Soldin, im Oktober 2008)

---

Über die Zwangsarbeit polnischer Frauen in Deutschland gibt es eine Fülle von Berichten, Dokumentationen usw.

(U.a.: Annekatrein Mendel: Zwangsarbeit im Kinderzimmer, „Ostarbeiterinnen“ in deutschen Familien von 1939 bis 1940; Gespräche mit Polinnen und Deutschen. Frankfurt a.M., dipa-Verlag 1994)

Im Gegensatz zu den gründlichen Studien über Lager für „Ostarbeiter“/Zwangsarbeiter in Deutschland, fehlt es an einer ausführlichen Dokumentation über Lager in Polen, in denen nach Kriegsende deutsche Frauen, Kinder, Jugendliche und Männer festgehalten wurden. Wo finden wir Berichte deutscher Frauen, die nach dem Krieg in Polen zur Zwangsarbeit interniert wurden?

Bisher konnte ich nur ausfindig machen:

Bruni Adler: Geteilte Erinnerung. Polen, Deutsche und der Krieg, dort Abschnitt „Nachkriegslager für Deutsche in Polen“.

Helga Hirsch: Die Rache der Opfer: Deutsche in polnischen Lagern 1944—1950. Dieses Buch ist 1994 erschienen, die Autorin hat im wesentlichen über das berüchtigte Lager Potulice bei Bromberg/Bydgoszcz recherchiert und Überlebende und Zeitzeugen befragt. Es werden die Schrecken und Gräueltaten in den Jahren 1945—1949 in Potulice, bis das Lager aufgelöst wurde, beschrieben, denen vor allem deutsche Frauen ausgesetzt waren.

## **Die Entwicklung der Beziehungen zwischen den früheren und jetzigen Bewohnern im jenseits von Oder und Neiße liegenden Teil der ehemaligen Provinz Brandenburg**

Wenn wir zurückblicken in die 2. Hälfte der 80er Jahre, als auch aus Westdeutschland Reisen — meist in Gruppen mit dem Bus — möglich wurden, so erinnern wir uns nicht nur an unsere eigenen Gefühle beim Wiedersehen unserer Heimatorte, sondern auch an die so unterschiedlichen Reaktionen der polnischen Bevölkerung auf unser „Auftauchen“.

Seit der Wende, und besonders seit dem Beitritt Polens zur EU, haben sich die Beziehungen zwischen uns und den polnischen Menschen in unserer früheren Heimat auf sehr positive Weise entwickelt. Ganz wesentlich ist das auf die intensiveren Verständigungsmöglichkeiten zurückzuführen. Haben wir doch überall Menschen getroffen, die sowohl bei privaten Besuchen als auch bei Treffen mit den Vertretern der Kommunen uns mit ihren Sprachkenntnissen geholfen haben. Wir konnten erfahren, daß die allermeisten der heute dort lebenden Familien ihre Wurzeln im jetzt russischen, ukrainischen oder litauischen Teil Polens haben. Wir wissen nun, daß ähnliche Schicksale an der Tagesordnung waren. Das verbindet, das führte zu besserem Verständnis füreinander.

Immer und immer wieder ist es das Anliegen bei unseren Reisen, Freundschaft auf der menschlichen Ebene zu schaffen und zu pflegen — die Freundschaften auf den kommunalen Ebenen basieren auch auf dem Verständnis von Mensch zu Mensch. Politi-

sche Gegebenheiten, wenn sie denn Probleme ergeben sollten, lassen sich nur im Gespräch miteinander glätten.

Alle Städtepartnerschaften, die inzwischen begründet wurden, sind zustande gekommen, weil Menschen und nicht politisches Kalkül ein echtes Interesse am gemeinsamen Tun haben. Darauf können die Menschen beider Nationen stolz sein. Acht Heimatkreise mit deren Ortschaften unterhalten heute Städtepartnerschaften mit 28 polnischen Orten, darunter vier Partnerschaften auf der Landkreisebene.

Inzwischen gibt es mehr als 25 Gedenksteine bzw. -tafeln in Städten oder Dörfern im früheren Ostbrandenburg. Diese Gedenksteine und -tafeln konnten nur aufgestellt, angebracht werden, weil sich ein verständnisvolles und freundschaftliches Verhältnis zwischen Polen und Deutschen unserer beider Heimatorte gebildet hat. Gemeinsame Veranstaltungen zu den verschiedensten Anlässen festigen ebenfalls die guten Beziehungen. Das wird auch weiterhin in unser aller Bestreben liegen.

Ganz besonders hilfreich und wichtig sind die seit einigen Jahren ehrlichen Bemühungen von Historikern beider Seiten, die trennenden und verbindenden historischen Fakten aufzudecken, zu dokumentieren und allen Interessierten zugänglich zu machen.

Ingrid Schellhaas



### **Frühlingsblüten in Reppen**

(Quelle: Franz Ehmke, Pastellzeichnung Pfarrkirche St. Katharinen, 19. April 2007, in „Kirchen der Neumark“, Verlag Bock & Kübler, Schöneiche b. Berlin, 2008)

**Landmannschaft Berlin-Mark Brandenburg, Stiftung Brandenburg und HAUS BRANDENBURG-Freundeskreis wünschen allen Lesern ein**

**Frohes und schönes Osterfest!**

### Termine der Treffen von Heimatkreisen und Landesverbänden

Auf den letzten Seiten des MID Brandenburgkurier haben wir in der ersten Jahresausgabe all die Jahre die Trefftermine unserer Mitgliedervereinigungen detailliert mitgeteilt.

Der Vorstand ist übereingekommen, diese Rubrik in Zukunft nicht mehr zu bringen, weil in allen Heimatzeitungen, Mitteilungsblättern und Einzelnachrichten deren Lesern sämtliche Termine bekannt gegeben werden.

- Es handelt sich dabei um die Haupttreffen und zahlreiche Ortstreffen. -

Sollten Sie jedoch ein besonderes Interesse daran haben, Ihr Haupttreffen im MID Brandenburgkurier mitzuteilen, geben Sie bitte spätestens bis zum 15. Januar eines Jahres den Termin bekannt.

Wir bitten um Ihr Verständnis.

Die Redaktion

### Landsmannschaft Berlin-Mark Brandenburg e.V.: (Beiträge und Spenden)

Konto Nr. 25 15 781  
Deutsche Bank Fürstenwalde  
BLZ 120 700 24

### Haus Brandenburg Freundeskreis e.V.:

Dieser Verein unterstützt gem. seiner Satzung das Haus Brandenburg finanziell und ideell. Auch hier können Sie spenden oder Mitglied werden.

### Haus Brandenburg— Freundeskreis e.V.:

Konto Nr. 256 6800  
Deutsche Bank Fürstenwalde  
BLZ 120 700 24

#### Ansprechpartner:

Lothar Hoffrichter  
W.-Seelenbinder-Str. 33  
15517 Fürstenwalde  
Tel. 03361-32.139  
e-mail: inloho@web.de

#### Anmeldung zur Mitgliedschaft bei:

Ingrid Schellhaas  
Kaiser-Friedr.-Str. 120 g  
14469 Potsdam  
Tel. 0331-96.76.577  
e-mail: inschell@t-online.de

### Stiftung Brandenburg: (Spenden)

Konto Nr. 3000 706 266  
Sparkasse Oder-Spree  
BLZ 170 550 50

Für Zustiftungen wenden Sie sich bitte an:

Kurator Prof. Dr. Werner Vogel  
Elsenpfehlstr. 46  
13437 Berlin

Impressum:  
Herausgeber Landsmannschaft Berlin-Mark Brandenburg e.V.  
Parkallee 14, 15517 Fürstenwalde (Spree)  
Tel 03361 / 310.952  
Fax 03361 / 310.956  
V.i.S.d.P. :Ingrid Schellhaas  
Redaktion: Ingrid Schellhaas  
Auflage 285 Stück  
Versand an Direktmitglieder kostenlos,  
erscheint viermal im Jahr  
**für Abonnenten:**  
**€ 6,00 jährlich**  
Zahlbar zum Ende eines Jahres.

**Konto für  
MID Brandenburgkurier:**

**Nr. 42.139.703  
Postgiro Stuttgart  
BLZ 600.100.70**



# BRANDENBURGKURIER

MID

Märkischer  
Informationsdienst



Landsmannschaft  
Berlin-Mark Brandenburg e.V.  
Haus Brandenburg - Freundeskreis e.V.  
Stiftung Brandenburg

Fürstenwalde (Spree)

€ 1,50 / 23. Jg., Nr. 2, Juni 09

## Ernst Henseler (1852-1940), ein Maler aus dem Warthebruch

(Auszug aus dem Vortrag von Dr. Martin A. Völker (HU Berlin),  
gehalten anlässlich der Ausstellungseröffnung am 8. April 2009 im Haus Brandenburg)



Ernst Henseler um 1885

Ernst Henseler ist heute nur noch den spezialisierten Kunsthistorikern und ambitionierten Heimatforschern ein Begriff. In den meisten Kunstführern wird man ihn nicht finden, vielleicht aber auch gar nicht erst suchen.

späteren Jahren auf dem

Ernst Henseler wurde am 27. September 1852 als Sohn eines Bauern in dem Dorf Wepritz (poln. Wieprzyce) bei Landsberg an der Warthe (poln. Gorzów Wielkopolski) geboren.

Am Anfang des 20. Jahrhunderts galt der Maler Ernst Henseler als wichtige Persönlichkeit innerhalb des Kunstbetriebs. Meyers Großes Konversations-Lexikon erklärte den an Allgemeinbildung interessierten Lesern 1907, dass sich die Bilder von Henseler durch die »Klarheit und Anmut des Kolorits und durch Feinheit und Innigkeit der Charakteristik«<sup>1</sup> auszeichneten. Es trifft zu: Virtuos setzt Henseler seine Vorliebe für das Leben der Landleute künstlerisch um. Trotzdem zählt er zu jenen Vergessenen, die man in unseren Tagen zwar mit großer Freude wiederentdecken kann, bei denen man sich dennoch fragt, warum sie überhaupt vergessen worden sind. Noch zu Lebzeiten des Künstlers, nämlich 1911, klagte ein Kunstkritiker, man hätte Henseler und seine Kunst bislang ungenügend gewürdigt.<sup>2</sup> Henseler

befand sich demnach bereits in späteren Jahren auf dem Weg in die Vergessenheit. Dass man ihn in unseren Tagen kaum kennt, ist sicherlich dem veränderten Geschmack des Publikums und den sich wandelnden Interessen der Käufer seit dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts geschuldet.

[...] Angesichts der heutzutage publikumswirksamen neuidealistischen und modernen Malerei wirken die diesseitig-erdigen Bilder Henselers eher konservativ. Allerdings lässt sich mit einer solchen Bewertung die Bedeutung Henselers in seiner Zeit kaum erahnen. Seine Malweise war nämlich durchaus fortschrittlich. 1906 fasst Richard Hamann diesen Fortschritt prägnant zusammen: »*Den Weg zur Klarheit, Bestimmtheit und Objektivität aus dem auflösenden, lyrischen Stil der fünfziger Jahre heraus betritt auch die Generation, die etwa zwischen 1835 und 1845 geboren ist, aber mit einem anderen gegenständlichen und künstlerischen Ideal als die vorausgehende Generation. Zum Teil als bewußte Opposition gegen das Hochtrabende, Pompöse, Ungewöhnliche und inhaltlich ideal Wirkende ... beginnt hier eine Art Rückkehr zur Natur im Sinne des Einfachen, der nächsten Umgebung, des Alltäglichen. Die vorausgehende Generation wirkte durch Darstellung des Unbekannten, Ungegenwärtigen oder nur mittelbar, poetisch, sagenhaft und geschichtlich Bekannten. Jetzt verschmäht man das Sehenswerte und begnügt sich, das Allbekannte, das Nächste, die Natur im holländischen Sinne, heutige Menschen, Tiere, Landschaften zu schildern.*«<sup>3</sup>

<sup>1</sup> Meyers Großes Konversations-Lexikon, Band 9, Leipzig 1907, S. 177

<sup>2</sup> Vgl. Gerhard Boese: Ernst Henseler 1852-1940. Ein Maler aus dem Warthebruch, hrsg. v.d. Bundesarbeitsgemeinschaft Landsberg (Warthe) Stadt und Land e.V., Herford 2000, S. 14

<sup>3</sup> R. Hamann: Ein Gang durch die Jahrhundert-Ausstellung (1775-1875), Heft 3, Berlin 1909, S. 133 f.

Ernst Henselers Realismus, sein Gespür für das Sinnlich-Ländliche ist eng mit seiner Herkunft verknüpft. Er wuchs auf dem elterlichen Hof in Wepritz inmitten einer eher kargen Landschaft auf. Seine künstlerische Begabung zeigte sich früh, Bilder jeglicher Art zogen den Knaben in ihren Bann. Er zeichnete alte Kupferstiche nach und war von jenen Abbildungen, die er in den Büchern und Zeitungen seines Vaters fand, fasziniert.

1870 siedelte Henseler nach Berlin über. Die Straßen, die Museen, die Frühjahrsparade vor dem König unter den Linden und der im Juli 1870 ausgebrochene Krieg mit Frankreich, der Berlin bewegte, beeindruckten den Kunstjünger aus der Provinz.

Henseler ließ sich in Berlin von Martin Gropius ausbilden, später besuchte er die Kunstschule in Weimar, wo man sich auf fortschrittliche Weise mit der heimatlichen Natur auseinandersetzte.

Henselers Gemälde *Winterlandschaft im Warthebruch* (1870), *Die alte Warthe* (1872) oder *Das Frühstück der Mäher* (1883) stehen stellvertretend für den in Weimar erprobten neuen künstlerischen Blick. Unter der Anleitung von Carl Gussow und Albert Baur (1835-1906) bildete sich Henseler zum Genre- und Landschaftsmaler aus.

Studienzwecke führten den Maler aus dem Warthebruch während seiner Zeit in Weimar in den Thüringer Wald, wo er zu seinem ersten großen und später nach Norwegen verkauften Bild *Nach der Jagd* (1875) angeregt wurde. Immer wieder suchte er seine Heimat Wepritz auf. Das Leben auf dem Lande ließ ihn als Mensch und Künstler nicht los. Mit ebenso großer Sorgfalt und Meisterschaft, mit der er die heutigentags bekannten Bildnisse von Hoffmann von Fallersleben oder Fürst Bismarck malte, beschäftigte er sich mit den Dorfbewohnern und den Szenen des ländlichen Lebens.

1878 kehrte Henseler nach Berlin, in das kulturelle Zentrum des Wilhelminischen Reichs, zurück. [...] Er wohnte in der Frobenstraße in Schöneberg, sein Atelier befand sich in der Magdeburger Straße in Tiergarten, der heutigen Kluckstraße. Henseler wirkte als Assistent und Vertreter von Prof. Schaller an der Kunstschule und am Kunstgewerbemuseum und war der Experte für das ‚Figürliche‘. 1886 erfolgte seine Berufung an die Technische Hochschule, 1888 seine Ernennung zum Professor. Der Porträt- und Genremaler Adolf Schlabitz (1854-1943), zu dessen Schülern Künstler wie Lyonel Feininger (1871-1956) oder Ernst Kolbe (1876-1945) gehörten, diente Henseler zwanzig Jahre lang als Assistent.

Studienreisen führten den Maler aus dem Warthebruch insbesondere nach Südtirol, wo er 1882 und 1885 die *Charakterköpfe* und das Lebensumfeld der Tiroler Bauern zeichnerisch verewigte. Den Sommer verbrachte er zusammen mit seiner Frau Anna, die er im Frühjahr 1884 geheiratet hatte, und seinen Kindern im Warthebruch. Henseler war erfolgreich und etabliert. Zwischen 1888 und 1939 gehörte er dem Verein Berliner Künstler an, dessen historisches Archiv zurzeit von der Akademie der Künste wissenschaftlich erschlossen wird. Auf großen Kunstausstellungen in Berlin, Dresden, Düsseldorf, London, München, Paris und Wien wurden seine Bilder vorgestellt. Zahlreiche Ehrenbezeugungen folgten. Der Großherzog von Weimar verlieh ihm 1903 das Ritterkreuz 1. Klasse vom weißen Falken, 1932 avancierte Henseler zum Ehrensenator der Technischen Hochschule.<sup>4</sup> 1894 bezog er mit seiner Familie eine Villa mit eigenem Pferdestall in der Querstraße 2-3 in Zehlendorf, das damals noch nicht eingemeindet war. Max Liebermann (1847-1935), den Henseler aus seiner Lehrzeit in Weimar kannte<sup>5</sup>, weilte oft hier. Die Bilder, auf denen seine Kinder zu sehen sind, bezeugen in besonderem Maße die Natürlichkeit, das Stimmungsvolle sowie das vielgelobte Handwerk des Malers aus dem Warthebruch: Wir sehen seine Töchter Maria (geb. 1886), Anna (genannt Anny, geb. 1888) und Dorothea (geb. 1891) sowie seinen Sohn Friedrich, der 1893 das Licht der Welt erblickte. Friedrich, der bereits im Alter von neun Jahren über herausragende zeichnerische Fähigkeiten verfügte, aber trotzdem lieber Architekt werden wollte, starb mit 19 Jahren bei einem Badeunfall. Die Töchter Maria und Anna strebten wie der Vater eine bildkünstlerische Laufbahn an. Maria wurde eine erfolgreiche Malerin, die ihre Werke ab 1913 in Berlin, Dresden, Düsseldorf und München zeigte. Anny erprobte ihr Talent als Grafikerin. Über den Tod der Eltern hinaus bewohnten die drei Töchter, die unverheiratet blieben, zurückgezogen und alles andere als wohlhabend das väterliche Haus in Zehlendorf.

Ernst Henseler starb im Alter von 88 Jahren am 27. Oktober 1940. Die Hoffnung auf eine Ausstellung seines Lebenswerkes, geplant für den 80. Geburtstag des Malers 1932, blieb unerfüllt, was darauf schließen lässt, dass er am Ende seines langen und arbeitsreichen Künstlerlebens

<sup>4</sup> Vgl. Boese: Ernst Henseler 1852-1940, S. 13

<sup>5</sup> Vgl. die autobiografischen Aufzeichnungen Henselers, in: G. Boese: Ernst Henseler 1852-1940, S. 10

längst nicht mehr mit der öffentlichen Aufmerksamkeit der früheren Jahre rechnen konnte. Henseler zählt zu den Vergessenen. Seine Werke, die sich heute in privaten Sammlungen, aber auch in den Beständen bekannter Museen befinden<sup>6</sup>, haben die Zeitläufte überdauert, so dass es in unseren Tagen relativ leicht fällt, ihnen erneut zu begegnen. ...

Es bleibt zu hoffen, dass die Forschungen zur Person, zum Werk und zum Umfeld Ernst Henselers fortgeführt und intensiviert werden. Der im Jahr 2000 von Gerhard Boese liebevoll und kenntnisreich zusammengestellte Bildband stellt eine hervorragende Ausgangsbasis dar.

Ernst Henseler, der Maler aus dem Warthebruch, verlieh seinem Heimatgefühl ein Gesicht, bewahrte seiner Heimat ein unverlierbares schönes Antlitz. Der starke regionale Bezug macht ihn interessant. Seine Biografie und seine Bilder regen dazu an, die Kulturlandschaft Brandenburg wieder zu entdecken und an die kleine

Zahl der bekannten und die große Zahl der unbekannteren Maler, Literaten und Wissenschaftler, die diese Region hervorgebracht hat, zu erinnern. Kultur ist ein Standortfaktor, sie schafft Identität. Das kulturelle Erbe knüpft ein starkes Band zwischen der Region und ihren Bewohnern. Die Geschichte vor und nach 1945 gibt uns allerdings sehr eindringlich zu verstehen, dass die mühevollen Arbeit, die nötig ist, um das kulturelle Erbe Brandenburgs zu erkunden, zu erhalten und zeitgemäß aufzubereiten, diesseits und jenseits der Oder geleistet werden muß.

*(Der hier dargestellte Auszug aus dem Vortrag von Dr. Völker bezieht sich nur auf die biografischen Stationen von Ernst Henseler. Die vielen interessanten kunst- und kulturgeschichtlichen Ausführungen im Vortrag würden den Rahmen des Brandenburgkuriers sprengen. Ich bedauere das sehr.)*

*Ingrid Schellhaas)*

<sup>6</sup> Vgl. G. Boese: Ernst Henseler 1852-1940, S. 13: Boese nennt hier u.a. das Deutsche Historische Museum in Berlin, die Nationalgalerie in Berlin und das Stadtmuseum in Berlin sowie die Kunstsammlung zu Weimar, das Boman-Museum in Celle oder das Hessische Landesmuseum in Darmstadt.

### Die Alte Warthe (1872—Privatbesitz)



Die farbige Darstellung dieses Gemäldes ist enthalten im Bildband von Gerhard Boese: Ernst Henseler 1852 - 1940, Ein Maler aus dem Warthebruch, S. 48. Hrsg.: Bundesarbeitsgemeinschaft Landsberg (Warthe) Stadt und Land e.V. 2000, 106 Seiten. Preis: 18,00 €



Foto: Karin Lau



← „Die 86jährige“ - Frau Heise, geb. 1786,

(1872)

Herr Prof. Dr. Werner Vogel, Kurator der Stiftung Brandenburg in Fürstenwalde (Spree) bei seiner Begrüßungsansprache am Tag der Ausstellungseröffnung (08. April 2009).

Das Gemälde rechts auf der Staffelei ist ein Geschenk von Herrn Gerhard Boese an das Museum der Stiftung Brandenburg.

## Anna Louise Karsch – eine zu ihrer Zeit bekannte Dichterin, heute fast vergessen

### Guter Rath

wider das Ärgerniß über die Thorheit Anderer

Um deinem Nächsten zu verzeihn,  
Und seiner Thorheit nicht zu fluchen,  
Mußt du die Sache selbst versuchen.  
Trink einmal übermäßig Wein,  
Verliebe dich einmal, spiel einmal in der Karte,  
Und dann bekenne mißvergnügt:  
Daß tief in uns verhüllt der Thorheit Saame liegt,  
Und auf Gelegenheit nur warte.

**Anna Louise Karsch** (genannt die Karschin), geb. Dürbach, wurde am 1. Dezember 1722 auf der Meierei „Hammer“ bei Züllichau, das damals noch zu Schlesien gehörte, geboren. Nachdem ihr Vater gestorben war, kommt sie zu einem Onkel, der dafür sorgt, dass sie Lesen und Schreiben lernt. Bald darauf kehrt sie zu ihrer Mutter und dem Stiefvater zurück. Die Mutter verheiratet die gerade Fünfzehnjährige mit einem Tuchweber, der sie nach 11 Jahren aus dem Haus jagt. Ein Jahr später wird sie von der Mutter gezwungen, den als gewalttätig und trunksüchtig bekannten Schneidergesellen Karsch zu heiraten.



Anna Louise Karsch versucht, sich und ihre Kinder mit „Gelegenheitsgedichten“ - das sind Gedichte anlässlich von Hochzeiten, Taufen usw. - am Überleben zu halten. Sie erhält Hilfe und kann 1755 nach Glogau übersiedeln.

Mit der Zeit ist sie als Dichterin bekannt geworden. Die nach dem Ausbruch des Siebenjährigen Krieges von ihr gedichteten Lobeshymnen auf Friedrich II. und Preußen fanden auf Flugschriften im ganzen Land Verbreitung und begründeten ihren Ruhm auch in Berlin. Sie fand Beachtung bei Schriftstellern wie Lessing, Moses Mendelssohn, Herder und später auch Goethe. Moses Mendelssohn nennt sie ein „ungeheimes Genie“. Sie zieht nach Berlin und bekommt dort Kontakt zu vornehmen Häusern. Der Dichter Johann Ludwig Wilhelm Gleim (1719 – 1803) bewundert sie aufs Höchste. Er bereitete 1761 ihre feierliche Dichterkrönung in Halberstadt vor. Die Karschin, wie sie genannt wird, verliebt sich in Gleim und folgt ihm nach Hal-

berstadt, ihre Gefühle werden aber nicht erwidert. Dies schmerzt sie bis an ihr Lebensende, auch wenn beide gute Freunde bleiben.

1763 erhält sie eine Audienz bei Friedrich dem Großen. In diesem Jahr erscheint ihr erster Gedichtband „Auserlesene Gedichte“. Sie erhält aber nicht nur begeisterte, sondern auch negative Kritiken. Das trifft sie schwer.

1787 läßt ihr der König dann ein Haus am Hackeschen Markt bauen, in das sie zwei Jahre später einzieht. Am 12. Oktober 1791 stirbt Anna Louise Karsch. Ihr Grab befindet sich an der Sophienkirche in Berlin-Mitte und trägt die Inschrift „Kennst Du, Wanderer, sie nicht / So gehe und lerne sie kennen.“

1792 veröffentlichte ihre Tochter Karoline Louise von Klenke, geb. Karschin, die „Gedichte“ - wohl auch als Abbitte für die Zeit ihres Lebens höchst spannungsreiche Beziehung zu ihrer Mutter.

Anna Louise Karsch wird als erste deutsche Dichterin „aus dem vierten Stande“, d.h. aus dem „einfachen Volke“, bezeichnet. Den Aufstieg in die Gesellschaft verdankt sie ihrem Talent und ihrem wachen und beweglichen Geist.

Ihre engere Heimat um Züllichau und Schwiebus hat sie aber trotz ihres gesellschaftlichen Aufstiegs nie vergessen, hier zum Abschluß ihr Gedicht *Arie*, das sie 1742 in Schwiebus schrieb:

### Arie

In Schwiebus 1742

Vergnügte Einsamkeit! du bist die Ruhe,  
So meine stille Brust sich längst erwählet,  
Was ich hier unternehm, gedenk und thue,  
Das wird der Weltcensur nicht aufgestellt;  
Bin ich gleich stets allein und ganz verborgen,  
So bleibt mein freier Sinn doch ungekränkt:  
Ich lebe höchst content [= zufrieden]  
und ohne Sorgen,  
Weil mir die Einsamkeit Vergnügen schenkt.

Es giebt verschiedene Art von Lustbarkeiten,  
So die galante Welt höchst schätzbar preist;  
Doch wenn mans überlegt sinds Eitelkeiten,  
Drum sag ich noch einmal: mein freier Geist



*Ehrt mit gelaßnem Muth die stillen Stunden,  
So das Verhängniß mir hier zugezählt,  
Es wird auch in der That sonst nichts gefunden,  
Das mehr Vergnügen giebt und mir gefällt.*

*So magst du denn o Welt, das Eitle loben,  
Geh mache dir Pläsir wie dirs beliebt,  
Mir ist die größte Lust noch aufgehoben,*

*Die dort das höchste Gut den Seelen giebt.  
Ach ich verlache nur das Weltgetümmel,  
Indem mein Herze sich die Losung setzt:  
Mein bester Theil mein Schatz ist noch im Himmel,  
Und hier ist Einsamkeit was mich ergötzt.*

IS

## Johann Gottfried Piefke

Berühmter Sohn der Stadt Schwerin an der Warthe -  
Preußischer Militärmusiker und Komponist

### Bekannt in der Welt – unbekannt in seiner Heimatstadt

(Der hier folgende Artikel wurde angeregt durch zwei Berichte, die im Rundbrief des Heimatkreises Schwerin/Warthe, Nr. 115, auf den Seiten 16 und 17 veröffentlicht wurden)

Johann Gottfried Piefke (geb. 9. September 1815 [1817 ?] in Schwerin an der Warthe, gest. 25. Januar 1884 in Frankfurt/Oder) war der Sohn von Johann Piefke und dessen Frau Dorothea. Die Familie zog bald von Schwerin nach Zielenzig, wo der Vater Organist und Stadtmusiker war. Bei seinem Vater erhielt der junge Johann Gottfried Musikunterricht, so dass er den Militärdienst 1835 als „Hoboist“ (= alte Bezeichnung für Oboist) in der Musikkapelle des Leibgrenadierregiments Nr. 8 in Frankfurt/Oder absolvierte.

Drei Jahre später ging er nach Berlin an die Hochschule für Musik, studierte dort 3 Jahre lang und ging dann als Musikmeister („Stabs-hoboist“) zu seinem Frankfurter Regiment zurück. Als 1852 Teile seines Regiments nach Berlin verlegt wurden, ging Piefke mit. Er erhält 7 Jahre später den Titel „Königlicher Musikmeister“.

Es wird erzählt, dass er 1864 während des deutsch-dänischen Krieges bei der Schlacht an den Düppeler Schanzen mit dem Degen dirigierend zum Sturm blasen ließ. Ob hierfür oder für andere Heldentaten - jedenfalls erhielt er die Auszeichnung „Düppeler Sturmkreuz“.

1865 wurde ihm von Wilhelm I. der eigens für ihn geschaffene Titel „Director der gesamten Musikchöre des III. Ameekorps“ verliehen – ein Beweis für seine hervorragenden Dienste im Bereich der Militärmusik, die ihm Ruhm nicht nur in Militärkreisen, sondern auch bei Musikliebhabern in der Bevölkerung eintrugen.

1866 nahm er am Krieg gegen Österreich teil. Am 31. Juli 1866 fand eine große Parade auf dem Marchfeld bei Gänserndorf, etwa 20 Kilometer nordöstlich von Wien, statt. Beim Einzug in die Stadt dirigierte er zusammen mit seinem 1,90 m großen Bruder Rudolf (1835-1900) die

Musikchöre der III., IV. und Teilen des II. Ameekorps. Beim Anblick der Brüder sollen die Wiener ausgerufen haben „die Piefkes kommen!“ Die Legende besagt, dass hiermit die österreichische Bezeichnung „Piefkes“ für die Preußen entstanden sei.

Während des deutsch-französischen Kriegs 1870/71 erkrankte Piefke bei der Belagerung von Metz so schwer, dass er erst 1871 zu seiner Einheit zurückkehren konnte. Nach dem Ende der Kriegsjahre lebte er wieder in Frankfurt und widmete sich vermehrt der klassischen Musik. Er gab in Frankfurt zahlreiche Konzerte, u.a. im Schützengarten, im Victoriagarten und im Gesellschaftshaus.

### Concert-Anzeige.

Das erste der von mir arrangirten Abonnement-Concerte wird bei günstiger Witterung  
**am Freitag den 31. Mai**  
im Garten des Grattenauerischen Mineralbades  
stattfinden und Nachmittags 4½ Uhr beginnen.

Indem ich nicht unterlasse, hiervon vorläufige Anzeige zu machen, bemerke ich ergebenst, daß der Violin-Virtuose **v. Hüfner** im ersten Theile des Concerts die  
**Melancolie von Prume** und ein Concert  
von **Beriot**

vortragen, im zweiten Theile die  
**Sonate pathetique von Beethoven**  
zur Aufführung kommen wird. Die Einloskarten werden den resp. Abonnenten in diesen Tagen eingehändigt werden. Diejenigen geehrten Herrschaften, denen die in Umlauf gesetzten Subscriptionslisten nicht vorgelegt, aber dem Abonnement noch beizutreten wünschen sollten, ersuche ich ergebenst, mich hiervon gefälligst benachrichtigen zu lassen.

Frankfurt a. d. D., den 24. Mai 1844.

**Piefke.**

Johann Gottfried Piefke wurde vor allem durch die zahlreichen, von ihm komponierten Märsche berühmt. Zu den auch heute noch bekanntesten zählen der Marsch „Preußens Gloria“, der „Düppeler Schanzen-Marsch“ und der „Königgrätzer Marsch“.

Seine militärischen Auszeichnungen sind:

- Düppeler Sturmkreuz 1865
- Goldene Medaille des Kaisers von Österreich-Ungarn, 1865
- Königlicher Hausorden von Hohenzollern am 18. Januar 1869
- Eisernes Kreuz (1870) II. Klasse
- Preußischer Kronenorden IV. Klasse, 1880

IS

Quellen:

Rundbrief des Schweriner Heimatkreises und [www.viadrina.de/personen/piefke.shtml](http://www.viadrina.de/personen/piefke.shtml)



Johann Gottfried Piefke (1815 oder 1817—1884)

... und noch ein Musiker, dessen Name heute verschollen ist:

### Paul Sübke - Soldin

(nach ein Bericht von Horst Künkel, im Buch des Heimatkreises Soldin, 3040 Soltau 1981, S. 538-539)

Ein musikfrohes Städtchen war Soldin. Es zog 1864 den Musiker Wilhelm Sübke an, der hier das Fräulein Düringshofen heiratete und Stadtkapellmeister wurde. In seinen Wanderjahren hatte er unter Johann Strauß in Wien gespielt. Seinen Söhnen brachte er die Liebe zur Musik nahe. Den am 26. Februar 1873 geborenen Paul förderte er besonders, weil er außergewöhnlich begabt war. Mit 11 Jahren bereits spielte der Junge in der Kapelle des Vaters Oboe und Pauke, später Cello in verschiedenen Orchestern, 10 Jahre lang im Metropoltheater Berlin.

Paul Sübke löste seinen Vater als Musikdirektor im Jahre 1902 und als Stadtkapellmeister in Soldin im Jahre 1911 ab und wurde wie er Bundesdirigent des Sängerbundes der Neumark. Sein Lieblingsinstrument war das Cello, er spielte auch Geige, Klavier, Trompete und mehrere Hörner. Allein vier Gesangsvereine ließen sich von ihm dirigieren. Erstaunlich war sein absolutes Tongehör.

Im 1. Weltkrieg war er in die Kapelle des 2. Garderegiments einberufen worden, bis er auf Wunsch von Professor Grawert ins Hochschulorchester nach Berlin abkommandiert wurde. In der schweren Nachkriegszeit, wieder in Soldin, sorgte Paul Sübke mit seinen musikalischen Ver-

anstaltungen für Entspannung und Abwechslung. Sie wurden gut besucht, wie auch seine Konzerte in den Grünanlagen auf dem Schneckenberg oder in Neudamm und Pyritz. Allerdings konnten seine Musiker nicht davon leben, sie konnten nur nebedienstlich musizieren. Eintrittskarten wurden zur Inflationszeit mit 3, 5 oder 10 Pfund Roggen erworben. Trotzdem gelang ihm 1923 die Aufführung „Die Glocke“ von Romberg, 1924 das Festkonzert des ‚Männer-Gesangsvereins 1849‘ und 1925 „Die Schöpfung“ von Haydn. 1926 fand das „Deutsche Requiem“ von Brahms für die Gefallenen großen Anklang. Höhepunkt wurde die Aufführung der „Preciosa“ von Carl-Maria von Weber, die Leben nach Soldin brachte.

Musiker aus Berlinchen und Lippehne stießen zu Paul Sübke, als er 1926 die Stahlhelmkapelle übernahm, die sehr beliebt wurde durch Konzerte in allen Städten des Kreises. 1929 brachte er 800 Sänger von 34 Gesangsvereinen nach Soldin, so berühmt war er geworden. Mit ihnen veranstaltete er ein großes Festkonzert. Paul Sübke leistete noch mehr; er komponierte erfolgreich Märsche wie: „Gruß an Soldin“, „Schön sind die Heckenrosen“, „Trauermarsch“. Opern: „Der Wildschütz“, „Der Fackeltanz“ (dem von Meyer-

beer ebenbürtig). Lieder: u. a. „Fehlt Dir das Glück“, „Kling hinaus...“ wie den Sängerspruch von Weymann „Ich hatt' einst ein schönes Vaterland“. Erhalten geblieben ist von ihm nur die Partitur des Liedes „Ewig, liebe Heimat, deine Wälder hör ich rauschen“, Text von Gersdorf.

1929 beendete am 22. Dezember ein Herzschlag das unermüdliche Schaffen des Heimatkomponisten, Stadtkapellmeisters, Bundesdirigenten und Musiklehrers Paul Süßke, als er 57 Jahre alt war. Was er den Kreis-Soldinern bedeutet hat, offenbarte die Trauerfeier in der Domkirche mit Werken von ihm und dem wohl größten Trauergeleit, das es in Soldin gegeben hat. Ein Jahr später wurde Paul Süßke ein würdiger Gedenkstein gesetzt.



Paul Süßke  
(1873—1929)

... und weiß man denn, woher der Begriff „**Milchmädchenrechnung**“ kommt?

**Hans Daiber** verrät es uns im **Heimatgruß—Rundbrief des Kreises Arnswalde (Neumark)** Januar—April 2009, S. 42 (leicht gekürzt)

### Annas Milchmädchenrechnung

Jedermann ist die „Milchmädchenrechnung“ ein Begriff, aber das dazugehörige Milchmädchen blieb leider völlig unbekannt. Eingehende Studien erlauben es mir, die Milchmädchenrechnung auf **Anna Schnasing** zurückzuführen, eine kregle Angestellte der Berliner Firma Bolle (Carl Bolle, „Milch-Bolle“, 1832 – 1911). Dem Umstand, dass Bolles Milchverkäuferinnen durchweg „Bollemädchen“ genannt worden sind, ist es zuzuschreiben, dass der Name Anna Schnasing bisher noch niemals in Journalen prangte. Anna diente in der Frühzeit des Unternehmens, sie trug noch die biedermeierliche Schute (eine Art Hut) aus Wachstuch, die ihr prächtig zu Gesicht stand, fuhr aber schon mit einem Eselskarren die Milch aus. Anna war am Spreewald zur Vertrauensseligkeit erzogen worden und hatte daher anfangs eine schwere Zeit in der pfißigen Stadt Berlin. Tag für Tag fehlte ihr Geld in der Ledertasche, mit der sie gegürtet war. Die kessen Dienstmädchen nutzten nämlich Annas Schwäche im Kopfrechnen aus. Zwar beherrschte sie das kleine Einmaleins bis zur fünf, wenn aber Multiplikand und Multiplikator über fünf hinausgingen, war sie hilflos; und gerade in diesem Zahlenbereich bewegten sich die meisten Milchrechnungen. Auch manche Gnädige hat wohl einen gesparten Milchgroßchen als Nadelgeld nicht verschmäht.

Die Fehlbeträge wurden Anna von Herrn Bolle unerbittlich vom Lohn abgezogen, weswegen Anna in Berlin kaum ihr Leben fristen konnte

und sonntags mit ihrem Karren heimzuckelte in die mütterliche Spreewaldkate, um sich dort gründlich auszuweinen und aufzufuttern. Dieser Kummer musste einen Genialitätsschub ausgelöst haben, denn eines Tages hantierte Anna blitzschnell mit dem Einmaleins. Ihre Kundinnen erblassten, die Kasse stimmte, das Milchmädchen erzielte sogar allmählich Überschüsse - was auf ein rachsüchtiges Gemüt schließen lässt. Wie ging das zu?

„Sie hantierte“ - dieser Ausdruck ist wörtlich zu verstehen. Durch eine geniale Vereinfachung konnte das Milchmädchen die Multiplikationen zwischen fünf und zehn an den Fingern durchführen. Monatelang sahen die Kundinnen Anna auf die Finger, aber sie durchschauten die Manipulation nicht. Dabei ist sie ganz einfach. Anna maß den Multiplikanden an den Fingern der linken Hand, den Multiplikator an den Fingern der rechten, addierte dann, was links und rechts über fünf hinausging, hängte der Summe eine Null an und multiplizierte die restlichen, noch unberücksichtigten Finger. Anna pflegte sie wegzuklappen und addierte das Ergebnis zur Zehnerzahl.

Hier, bitte schön, ein Exempel: 9 mal 8. Über 5: (links) 4, und (rechts) 3. Also  $4 + 3 = 7 =$  Sieben Zehner

Zur 5 fehlen links 1 und (rechts) 2. Also 1 mal 2 = 2. Diese 2 als Einer zu den 7 Zehnern gefügt ergibt 72.

Das ist die berühmte Milchmädchenrechnung.

Vielleicht kommt sie Ihnen schwierig vor, aber bei einiger Übung ist sie kinderleicht. Ein unverheirateter Privatdozent, der seine Milch am Bolle-Wagen selbst einkaufen musste, ist Anna Schnasing auf die Schliche gekommen. Er wies durch eine kleine Formel mit einigen a und b die mathematische Richtigkeit der Fingermethode nach und schickte seine Rechnung als Leserschrift an ein Fachblatt, wo sie unter der Überschrift „Algebraische Fingerfertigkeit“ abgedruckt wurde. Diesem Umstand verdanke ich mein Wissen.

Der Ausdruck „Milchmädchenrechnung“ wurde zum geflügelten Wort, erlitt aber im Laufe der

Jahrzehnte eine ungerechtfertigte Abwertung. Anna Schnasing wurde besondere Klugheit zugedacht. Darum wurde sie bei ihrer täglichen Bimmelrunde oft um Rat angegangen, vor allem in Herzensangelegenheiten. Nachdem die Firma die große Meierei in Moabit gegründet hatte, wurde Anna dort Direktrice und fehlte fortan ihrer Kundschaft sehr.

Als im Jahre 1911 Carl Bolle als Geheimer Kommerzienrat gestorben war, dirigierte Anna am Grabe einen gemischten Chor von Milchmädchen. Dann verlor sich ihre Spur im Dunkel kühler Milchhallen.

### **Landmannschaft Berlin-Mark Brandenburg e.V.:** (Beiträge und Spenden)

**Konto Nr. 25 15 781**  
**Deutsche Bank Fürstenwalde**  
**BLZ 120 700 24**

### **Haus Brandenburg Freundeskreis e.V.:**

Dieser Verein unterstützt gem. seiner Satzung das Haus Brandenburg finanziell und ideell. Auch hier können Sie spenden oder Mitglied werden.

### **Haus Brandenburg— Freundeskreis e.V.:**

**Konto Nr. 256 6800**  
**Deutsche Bank Fürstenwalde**  
**BLZ 120 700 24**

#### **Ansprechpartner:**

Lothar Hoffrichter  
W.-Seelenbinder-Str. 33  
15517 Fürstenwalde  
Tel. 03361-32.139  
e-mail: inloho@web.de

#### **Anmeldung zur Mitgliedschaft bei:**

Ingrid Schellhaas  
Kaiser-Friedr.-Str. 120 g  
14469 Potsdam  
Tel. 0331-96.76.577  
e-mail: inschell@t-online.de

### **Stiftung Brandenburg:** (Spenden)

**Konto Nr. 3000 706 266**  
**Sparkasse Oder-Spree**  
**BLZ 170 550 50**

**Für Zustiftungen wenden Sie sich bitte an:**

**Kurator Prof. Dr. Werner Vogel**  
**Elsenpfuhlstr. 46**  
**13437 Berlin**

#### **Impressum:**

Herausgeber Landmannschaft Berlin-Mark Brandenburg e.V.  
Parkallee 14, 15517 Fürstenwalde (Spree)  
Tel 03361 / 310.952  
Fax 03361 / 310.956  
V.i.S.d.P.: Ingrid Schellhaas  
Redaktion: Ingrid Schellhaas  
Auflage 285 Stück  
Versand an Direktmitglieder kostenlos,  
erscheint viermal im Jahr

#### **für Abonnenten:**

**€ 6,00 jährlich**  
Zahlbar zum Ende eines Jahres.

### **Konto für MID Brandenburgkurier:**

**Nr. 42.139.703**  
**Postgiro Stuttgart**  
**BLZ 600.100.70**



# BRANDENBURGKURIER

MID

Märkischer  
Informationsdienst



Landsmannschaft  
Berlin-Mark Brandenburg e.V.  
Haus Brandenburg - Freundeskreis e.V.

Stiftung Brandenburg

Fürstenwalde (Spree)

€ 1,50 / 23. Jg., Nr. 3, Sept. 09

## 10 Jahre HAUS BRANDENBURG in Fürstenwalde (Spree)

Bald nach der „Wende“ reifte der Entschluß, ein Haus zu bauen, in welchem die Kultur und Arbeitsergebnisse der ostbrandenburgischen Vertriebenen eine ständige Bleibe erhalten würden. Diese „Vision“ des damaligen Bundessprechers Werner Bader wurde ausschließlich mit den über fünf Jahre lang eingehenden Spenden der Heimatkreise, der Landesverbände, Privatpersonen sowie Mitteln des Bundessozialwerkes und der Stiftung Brandenburg verwirklicht. Öffentliche Gelder konnten nicht eingesetzt werden.

Im Frühjahr/Sommer 1999 zogen Bibliothek und Geschäftsstelle aus den in Stuttgart gemieteten Räumen um ins eigene Haus nach Fürstenwalde. Die Bibliothek fand nun Platz in angemessenen Räumen, die reichhaltigen Sammlungen von Büchern, Zeitschriften, Bildern und Gemälden, Postkarten, Filmmaterial wurden untergebracht, und vor allem konnte ein zunächst kleines, aber ansehnliches Museum eingerichtet werden. Am 25. Juli 1999 fand dann die feierliche Eröffnung durch den damaligen Ministerpräsidenten Manfred Stolpe statt.



Seither hat das HAUS BRANDENBURG, nach Überwindung anfänglicher Probleme, stetig an Wirksamkeit gewonnen. Vor allem seit der Übernahme Anfang 2002 in das Eigentum der STIFTUNG BRANDENBURG festigte sich unter Einsatz aller Beteiligten - Stiftung Brandenburg, Wissenschaftlicher Beirat, Heimatkreise, Landesverbände, persönliche Mitglieder und so auch seit 2002 des Haus Brandenburg-Freun-

deskreises e.V. - die Arbeit im Haus. Die Heimatkreise Ost- und Weststernberg sowie Soldin/Neumark übergaben bereits, nach Auflösung ihrer Heimatstuben, ihr Material an das Museum, an das Archiv und an die sehr wertvolle Bibliothek. Privatpersonen vermachten der Einrichtung wichtige und vor allem auch sehr schöne Erinnerungsstücke (Nachlässe etc.), so dass mit Recht gesagt werden kann: das HAUS BRANDENBURG repräsentiert die lange Geschichte der Neumark/Ostbrandenburgs bis 1945, nämlich des abgetrennten Teils Brandenburgs, der heute zum polnischen Staat gehört.



Zahlreiche deutsche sowie polnische Besucher, die an der Geschichte, der Vergangenheit, aber auch der Gegenwart der Region interessiert sind, Familienkundler u.v.a. m. kommen in das Haus, um sich zu informieren, zu forschen. Für Besucher, die intensivere Arbeiten durchführen möchten, stehen Arbeitsplätze, z.T. auch mit PC, zur Verfügung.

Im Haus werden mehrmals jährlich sehr gut besuchte Veranstaltungen durchgeführt mit Vorträgen und Diskussionen, wechselnden Ausstellungen und Führungen zu Themen rund um die frühere und aktuelle Geschichte der Neumark (Ostbrandenburg).

Die Zusammenarbeit mit polnischen Einrichtungen, so z.B. in Gorzów Wlkp./Landsberg a. d. Warthe, Zielona Góra/Grünberg, erstreckt sich auf Vortragsreihen, Ausstellungen und viele Gesprächsrunden.

Wie in anderen kulturellen Einrichtungen fehlt



Die Landsmannschaft und ihre Heimatkreise haben über alle Jahrzehnte, bis auf den heutigen Tag, nicht nur die Erinnerung an die verlorene Heimat gepflegt, sondern – verstärkt vor allem seit der Wende 1989/90 – dazu beigetragen, dass wichtige Beziehungen zu den jetzt in unseren früheren Ortschaften lebenden Polen hergestellt wurden: hier sind u.a. auch die zahlreichen Orts-Partnerschaften zu nennen, ganz zu schweigen von den zahlreichen persönlichen und herzlichen

Freundschaften. An vielen Orten sind Gedenksteine errichtet worden, deren Einweihung unter Beteiligung der polnischen Bevölkerung stattfand.

So ist das Aufgabenfeld der Landsmannschaft mit der Zeit und seit der Anerkennung der Oder-Neiße-Grenze zu Polen wesentlich erweitert worden, und zwar mit Blick auf Frieden und gute Nachbarschaft zwischen den beiden betroffenen Völkern. Darauf sind wir stolz.

### **Gemeinsame Veranstaltungen von Freundeskreis HAUS BRANDENBURG e.V. und STIFTUNG BRANDENBURG im Haus Brandenburg**

Am 05. März 2009:

#### **Neumärkische Stadtentwicklung am Beispiel von Lippehne / Lipiany - einer ehemaligen Ackerbürgerstadt**

Referentin: Ingrid Schellhaas

Der mit Dias aus der alten Stadt Lippehne im früheren ostbrandenburgischen Kreis Soldin/Neumark und aktuellen Aufnahmen aus dem heutigen Lipiany aufgelockerte Vortrag verfolgte die Ortsgeschichte von der Gründung einer Slawenburg bis in die Neuzeit. Dabei wurde deutlich, wie sich die Struktur einer *Ackerbürgerstadt* durch wirtschaftliche und historische Ereignisse im Lauf der Jahrhunderte darstellte. Was ist eine Ackerbürgerstadt? In einer solchen Stadtstruktur sind Bewohner Bürger der Stadt, erarbeiten aber ihren Lebensunterhalt durch außerhalb der Stadtmauern gelegene landwirtschaftlich genutzte Flächen, deren Erträge sie in der Stadt und in umliegenden Ortschaften vertreiben.

Das kleine Städtchen erhielt seinen Namen nach seinen zahlreichen Lindenbäumen, das slawische Wort für Linde ‚lipa‘ gab den Ausschlag.

Lippehne war mehr als 100 Jahre lang eine Garnisonstadt mit der Unterbringung der Soldaten nicht nur in der Kaserne, sondern auch bei den Bürgern.- Kriegerische Ereignisse, die zeitweilige Besetzung durch russische Truppen im 18. Jahrhundert, wiederholter Durchzug der napoleonischen Truppen, Großbrände durch Blitzeinschlag oder gar Brandstiftungen sowie andere Katastrophen störten das friedliche Leben in der Stadt.

Es hat jüdisches Leben in Lippehne mit wechselnden Umständen gegeben. Ein sehr bekannt gewordener Bürger der Stadt war Moses Moser, ein langjähriger Freund Heinrich Heines.

Die Hörer des Vortrags erfuhren von zahlreichen Elementen des soziokulturellen Lebens in Lippehne, darunter manchem Kuriosen aus dem Wirken der Stadt und den vielfältigen Aktivitäten der Vereine.

Den Abschluß des Vortrags bildete die Darstellung des heutigen Lipiany, das keine Ackerbürgerstadt mehr ist, sondern sich zu einer lebendigen Kommune mit Klein- und Mittelbetrieben des gewerblichen und industriellen Sektors entwickelt hat.

IS



Das frühere Stadtwappen von Lippehne (hier in der als Briefmarke angedeuteten Form) ist auch heute das Wappen der polnischen Stadt Lipiany.

Am 07. Mai 2009

## „Streben nach Glückseligkeit“

**Eine Erinnerung an den Aufklärer Gotthilf Samuel Steinbart (1734—1809) aus Züllichau**

Referent: Prof. Dr. Gerhard Sprenger, Berlin

(Der Vortrag wurde mit Genehmigung des Autors für den BRANDENBURGKURIER gekürzt. Die Originalformulierungen sind beibehalten worden.)

Seit der Mitte des 17. Jahrhunderts nach dem Ende des Dreißigjährigen Krieges und aus dem Elend jener Zeit heraus erwachsen zwei sehr unterschiedliche religiöse Bewegungen, darunter die des Pietismus. Dieser kann als der bedeutendste Versuch, das Urchristentum in der damaligen Gegenwart wieder herzustellen, angesehen werden. In jene Zeit fällt das Leben und Wirken eines Mannes im Ostbrandenburgischen, der als „Öffentlicher Lehrer der Gottesgelahrtheit Augsburgischen Bekenntnisses und zugleich ordentlicher Lehrer der Vernunftweisheit“ – eine Amtsbezeichnung, in der sich bereits das Programm seiner Lehre ankündigte – an der Universität Frankfurt (Oder) der Aufklärung zum Siege verholfen hat. Durch seine langjährige akademische Tätigkeit als theologischer und philosophischer Lehrer ist sie über seine Studenten auch in weite Bereiche Ostdeutschlands und der Mark gelangt.

Die Rede ist von **Gotthilf Samuel Steinbart (1734 – 1809)**. Dessen Großvater, der Nadlermeister Siegmund Steinbart (1677 – 1739) hatte bei einem Besuch der Franckeschen Stiftungen in Halle diese Einrichtungen näher kennen und schätzen gelernt und sogleich „in überquellender Nächstenliebe“ beschlossen, es Francke gleichzutun und nach dem Vorbild jener Stiftungen in Züllichau ein Waisenhaus zu gründen. Dies geschah dann auch im Jahr 1719.

Nach des Nadlermeisters Tod übernahm dessen Sohn Johann Christian die Leitung des Waisenhauses, und der Enkel Gotthilf Samuel wird zur Unterstützung als „Pastor adjunctus“ an das Züllichauer Waisenhaus gerufen.

Später kommt es zur Gründung eines mit dem Waisenhaus verbundenen königlichen Pädagogiums, das Gotthilf Samuel Steinbart

zu einer selbständigen Unterrichtsanstalt ausformt.



Pädagogium und Waisenhaus (Haupthaus) in Züllichau (gegründet 1719)

Von Beginn an lässt er keine Zweifel daran aufkommen, worum es ihm bei der Erziehung der jungen Menschen geht. Ganz dem Aufklärungsrationalismus seiner Zeit entsprechend, liegt allen seinen Bemühungen ein klar umrissenes Nützlichkeitsprinzip zugrunde:

„1. Es müssen junge Leute in nichts geübt werden, was nicht von ihnen im gesellschaftlichen Leben dereinst nützlich angewandt werden kann.

2. Es muss ihnen dagegen alles beigebracht werden, was jedem nach Verschiedenheit seiner Bestimmung zu wissen nötig sein möchte, um möglichst brauchbar zu werden, und was nach den Schuljahren entweder gar nicht oder zu spät oder nur sehr mangelhaft und mit viel mehr Schwierigkeit entfernt werden könnte.

3. Es muss das, was den größten Einfluss auf ihre Brauchbarkeit im gesellschaftlichen Leben hat, allem minder Nützlichen vorgezogen und als die Hauptsache betrieben werden.“

Steinbart, inzwischen neumärkischer Konsistorialrat, übernimmt 1766 die Direktion und 1767 nach dem Tod seines Vaters auch die Leitung des Waisenhauses. Er behielt diese Oberaufsicht über die Züllichauer Anstalten, die 1787 auf seine Pläne hin trotz erheblicher Schwierigkeiten durch den Minister Wöllner noch um ein Seminar zur Lehrerausbildung erweitert wurden, auch, als er 1774 einen Ruf an die Viadrina annahm. 1787 wurde er Oberschulrat des neu gegrün-

deten preußischen Oberschulkollegiums.

Im Jahr 1778 erschien das Hauptwerk Steinbarts, das „System“, in welchem auch Gedanken aus seinen früheren Schriften wie „Über die menschliche Glückseligkeit“ enthalten sind.

Christentum ist nach Steinbart *Glückseligkeitslehre* und deckt sich mit seiner philosophischen Weisheitslehre. Dabei meint Glückseligkeit ausschließlich einen *inneren* Zustand von Zufriedenheit, der „aus dem Bewußtsein des Übergewichts der Vollkommenheiten unseres gesamten Zustandes über die Unvollkommenheiten desselben, besonders in Beziehung auf die Zukunft“, erwächst. Glück meint hier nichts Äußerliches oder Oberflächliches, weder „raffinierten Genuß“ noch „schrakenlose Lustbegierde“, sondern „trauliche Häuslichkeit, herzliche Freundschaft, stille Naturfreude, edle Geistesluft, gemeinnützige Arbeit“, den „Zustand einer fortdauernden Zufriedenheit und des herrschenden Vergnügtseyns unsers Gemüths“. Je uneigennütziger des Menschen Handlungen sind, umso größer und dauerhafter nützen sie ihm.

Bei allem, was er dachte, was er schrieb und was er lehrte, zielte er stets auf das *Praktische*, das er dem bloß *Spekulativen* vorzog, indem er bemüht war, „Grundsätze der Lebensweisheit darin zu verflechten.“ Wie er ganz konkret praktisch zu werden gedachte, geht ebenfalls aus den „Philosophischen Unterhaltungen“ hervor.

Er wollte

- den *Predigern* helfen, „die Christenthums-wahrheiten der Denkart des nächstkünftigen Zeitalters gemäß vortragen und mit solchen Waffen, wie die neuern Angriffe sie erfordern, gehörig verteidigen zu können“ – ebenso
- den *Juristen*, soweit sie im Staatsdienst auch die Kirchen- und Schulaufsicht ausüben müssen – und
- den *Studenten der Theologie*, zu einem förmlichen Lehrgebäude über das Christentum zu kommen.

Bei all dem wollte er ihnen mit der *Philosophie* zur Seite stehen.

Vor allem galt es, die Erziehung weitgehend aus den Händen der Kirche zu befreien.

Da unter ihrer Obhut „nichts als Bibel, Catechismus und gottesdienstliche Gesänge“ betrieben würden, sei „unleugbar alle Cultur der Verstandeskkräfte der Jugend zu solchen Verrichtungen, wie ihr nachmaliger Beruf von ihnen fordert, gänzlich unterblieben“, heißt es in seinen 1789 erschienenen „Vorschläge(n) zu einer allgemeinen Schulverbesserung, sofern sie nicht Sache der Kirche, sondern des Staates ist.“

Wie unmittelbar und nachhaltig sich Steinbarts Orientierung zum Praktischen hin ausnahm, mag an einigen Beispielen deutlich werden. So hat er in einer seiner pädagogischen Schriften angesichts der Tatsache, dass Schulmeister in Preußen zu schlecht bezahlt waren, folgende Vorschläge gemacht: Man möge für dieses Amt gute Köpfe aus den Waisenhäusern auswählen, denn zum einen seien sie an Genügsamkeit gewöhnt und zum anderen müssten sie ohnehin dem Staat dienen, da sie anderenfalls die auf sie verwendeten Gelder zurückzuerstatten hätten. Und, gleichsam zur Absicherung ihres Hauswesens, sollte ihnen eine „gute Wirtin“ zur Ehegenossin gegeben werden, und zwar am besten aus einem Mädchenwaisenhaus, „die von gutem natürlichen Verstande und ohne auffallende Fehler in ihrem Wuchs und ihrer Bildung“ sei.

Steinbarts Schriften rufen eine Reihe von Kritiken und Kommentaren seitens zeitgenössischer Philosophen und Theologen hervor, aber auch seitens des preußischen Justizministers und Leiters des Departements für geistliche Angelegenheiten. Dieser wollte im Zusammenhang mit dem Religionsedikt von 1788 die Aufklärungsbestrebungen eindämmen. Mit dem Regierungsantritt von Friedrich Wilhelm III. konnte Steinbart aber seine „Lehre“ durchsetzen. Der König ernannte ihn zu seinem theologischen Berater und forderte ihn durch Kabinettsordre vom 15. Dezember 1797 auf, ihm seine Gedanken über die wichtigsten Vorgänge in Kirchen- und Schulsachen vorzutragen.

War nach der von Steinbart aufgewiesenen Lehre von der Glückseligkeit dem Menschen, befreit von allem Dunklen und Bedrückenden alter religiöser Vorstellungen, der Weg gewiesen, sich für ein tugendhaftes,

weil ihm ausschließlich Vorteile bringendes Leben zu entscheiden, so musste dort, wo er diese Chance nicht erkannte oder ausschlug, nachgeholfen werden. Und soweit dies nicht im Wege der Erziehung geschehen konnte, war zu wirksameren Mitteln zu greifen. Es musste mit Nachdruck versucht werden, auf eine *Besserung* hinzuwirken, wozu auch Maßnahmen zählten, die geeignet waren, eine untugendhafte Entscheidung gar nicht erst aufkommen zu lassen. In diesen Dienst war inzwischen auch das staatliche Strafen gerückt.

Steinbart - dem preußischen Staat durch seine Ämter als Professor und Mitglied der obersten Schulbehörde sowie darüber hinaus dem Thron als theologischer Berater des preußischen Königs Friedrich Wilhelms III. nahestehend - hatte es sich nicht nehmen lassen, die „Vorzüge der Königlich Preußischen

Staatsverfassung und Regierungsverwaltung“ zu rühmen, und in einer „Kanzleired“ festgestellt, dass dasjenige, was die Franzosen forderten, längst in der preußischen Verfassung verankert sei, nämlich: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit.

Steinbart hatte sich mutig der Aufgabe gestellt, das Christentum mit dem herrschenden Geist seiner Zeit zu versöhnen. Sein erklärtes Ziel blieb die Aufklärung, aber er wollte nicht, wie viele andere, Aufklärung um jeden Preis. Es war ihm wichtig, die Gemüter der Menschen nicht zu verwirren, damit keine Unruhe in das Staatsleben komme. Er gedachte, dieses Ziel zu erreichen durch Verbesserung der Erziehung, durch Reinigung der Religionsbegriffe und vor allem durch vielfältige Anregungen zu selbständigem Denken.

IS

---

### **Ausstellung (27.05. – 06.09.2009) und Veranstaltung (08.07.09) im Deutschen Historischen Museum, Berlin, zum Thema**

#### **„DEUTSCHE UND POLEN – 1.9.1939 - Abgründe und Hoffnungen“**

Wer den Titel der **Ausstellung** „Deutsche und Polen ...“ liest, geht wahrscheinlich mit der Erwartung in das Deutsche Historische Museum, dass dort eine Gegenüberstellung von Ereignissen auf deutscher und polnischer Seite zu sehen ist, die mit dem 2. Weltkrieg zusammenhängen. Diese Erwartungen werden so nicht erfüllt. Das hat bei manchem Besucher zu Irritationen geführt.

Die Ausstellung beleuchtet polnische Geschichte seit den Teilungen der 1790er Jahre bis in die Zeit nach dem 2. Weltkrieg. Es sollen an dieser Stelle nicht Einzeldarstellungen beleuchtet werden, sondern lediglich darauf verwiesen werden, dass die Ausstellung es dem Betrachter ermöglicht, sich in die neue polnische Geschichtsschreibung zu versetzen. Das ist auch Absicht des Kurators, der das Projekt gemeinsam mit polnischen Experten vorbereitet hat. Auch ist es möglich, die polnische Gefühlswelt nachzuvollziehen. Aber das fällt hin und wieder schwer, man neigt schnell dazu, Gegenrechnungen aufzu-

stellen und sich an die eigenen, deutschen Erlebnisse zu erinnern. Es geht aber in dieser Ausstellung eben nicht darum, deutsche und polnische Aktionen miteinander zu „vergleichen“ (obwohl die Versuchung hierzu groß ist).

Ich habe die Ausstellung so interpretiert, dass ich als Deutsche erfahren kann, wie sie die polnische Geschichtsschreibung (von modernen polnischen Historikern erforscht und erarbeitet) die letzten 200 Jahre ihrer Nation. Und manches Bild oder manch ein Text zu den Exponaten verursachte mir ein gewisses Unbehagen. Ging es den polnischen Besuchern der Ausstellung des BdV „Erzwungene Wege“ vor zwei Jahren im Berliner Kronprinzessinnen-Palais ebenso?

Sowohl die deutschen als auch die polnischen Menschen wünschen sich, vom jeweils Anderen verstanden zu werden. Alle Ereignisse haben zwei Seiten, aber die Gefahr, sie immer nur von der eigenen Seite aus zu betrachten, wird von den meisten Menschen

verkannt. Zu schnell wird vergessen, dass es auf beiden Seiten Opfer und Täter gab. Jeder sieht immer nur sein eigenes Leid. Das hilft uns nicht, miteinander ins reine zu kommen. Das verstellt den Blick, wenn an Aufarbeitung und Verständnis füreinander gedacht ist.

Am 08. Juli d.J. fand, ebenfalls im Deutschen Historischen Museum eine **deutsch-polnische Podiumsdiskussion** statt zwischen dem polnischen Botschafter in Berlin, Marek Prawda, und dem deutschen Botschafter in Warschau, Michael H. Gerdts. Die Gespräche wurden von Sebastian Bickel, Tagesspiegel, moderiert. Folgende Fragen sollten behandelt werden:

- Welche Bilder vom eigenen Land finden die Botschafter im Nachbarland?
- Welches Bild möchten sie vermitteln?
- Wie stehen die Nachbarländer zueinander - 70 Jahre nach dem deutschen Überfall auf Polen und 20 Jahre nach dem Ende des Kommunismus?

Botschafter Gerdts stellte fest, dass das Bild der Deutschen in Polen sehr ambivalent ist: Zum einen herrscht in manchen Kreisen in Bezug auf das historische Bild Abneigung, zum anderen aber auch Respekt, vor allem im Hinblick auf Wirtschaft, Wissenschaft u.a.

Botschafter Prawda legte dar, dass die deutsche Wahrnehmung des Landes Polen sehr problematisch ist aufgrund vorangegangener historischer und jüngerer Erfahrungen, sie sei häufig noch geprägt von alten Klischees. Hinzu komme, dass ein wesentlicher Faktor für das unausgewogene emotionale Verhältnis zueinander u.a. auch die Tatsache ist, dass das Thema der Vertreibung in Polen (ebenso wie in der DDR) tabu war. In der Bundesrepublik (West) wurde das Thema der Vertreibung seit mehr als 60 Jahren behandelt. In Polen (und in der ehemaligen DDR) könne erst seit der Wende mit einer offiziellen Aufarbeitung begonnen werden. Und das sei eine sehr kurze Zeit. Dieses Problem werde meist vergessen. Sehr viele Menschen beider Länder haben ein vor allem emotional geprägtes Verhältnis zum Nach-

barland. Wünschenswert sei es, auf beiden Seiten Immunität zu lernen gegenüber den alten Klischees und Vorurteilen. Dieses könne nur auf dem Wege der Aufarbeitung der Geschichte geschehen. Hierzu gehöre auch die Täter-Opfer-Frage. Die Ereignisse müssen „versachlicht“ werden, und das sei keinesfalls leicht für alle Beteiligten.

Ein gemeinsames deutsch-polnisches Geschichtsbuch in 3 Bänden ist jetzt in Arbeit. Die Diskussionen hierzu wurden mit großer Sachlichkeit von den Historikern/Autoren geführt. Ein Sprachlehrbuch ‚Polnisch für Deutsche‘ liegt inzwischen vor.

Anders steht es mit Fragen zur Wirtschaft und aktuellen Projekten (Beispiel: die Ostsee-Pipeline). Hier ist der Wille zur gemeinsamen Lösung der anstehenden Probleme vorhanden. Im wirtschaftlichen Sektor seien die oben genannten emotionalen „Störungen“ ohne Relevanz. Hier herrsche sach- und fachbezogene Notwendigkeit zur Bearbeitung anstehender Fragen.

In der anschließenden Diskussion mit dem Publikum wurde festgestellt, dass Berichte in den Medien von politischen Interessen geleitet und somit als Barometer der Befindlichkeiten zwischen den beiden Ländern ungeeignet sind.

Die vielen menschlichen Beziehungen und Verbindungen zwischen Deutschen und Polen im Zivildesektor werden dagegen gar nicht recht wahrgenommen. Auch die zahlreichen Städtepartnerschaften und Kooperationen mit kulturellen Einrichtungen dringen kaum in das öffentliche Bewusstsein.

Ingrid Schellhaas

Diese die Ausstellung begleitende Veranstaltung war die erste, weitere werden folgen, u.a.:

1. September, ab 11 Uhr: Themenführungen anlässlich des 70. Jahrestags des deutschen Überfalls auf Polen.

2. September, 18.00 Uhr: „Aus dem Blickwinkel des Nachbarn“ - Journalistengespräch Berlin-Warschau.

Veranstaltungsort: Deutsches Historisches Museum, Räume im I.M.-Pei-Gebäude, Hinter dem Gießhaus 3, 10117 Berlin.

## 5. Lange Nacht der Museen in Fürstenwalde und Umgebung - auch Haus Brandenburg öffnete den „Geschichtshungrigen“ wieder die Pforten

Am 05. Juni hatten in der Zeit zwischen 17.00 Uhr und 24.00 Uhr wieder alle Interessenten die Möglichkeit, unser Haus in Augenschein zu nehmen und sich im Museum umzuschauen. Neben den ausgestellten Musealien und Modellen der Neumark konnte auch die Sonderausstellung über „Ernst Henseler (1852 – 1940) – ein Maler aus dem Warthebruch“, betrachtet werden. Obwohl sich in diesem Jahr 19 Einrichtungen beteiligten, waren wir sehr erfreut, dass sich zahlreiche Besucher für unser Haus als *erste* Anlaufstelle entschieden, und so begann das muntere Treiben auch gleich mit der Öffnung. Es kamen überwiegend Ehepaare (auch jüngere), Familien oder befreundete Grüppchen zu uns, die, was uns immer wie-

der erstaunt, zwar an unserem Haus bereits vorbeigekommen waren, aber noch nicht wussten, was sich hinter seinen Mauern eigentlich verbirgt.

Unsere Besucher waren bis auf wenige Ausnahmen fast ausschließlich Fürstenwalder. Es gibt aber auch einige Interessenten, wie die Familie Frädriich aus Petershagen, die jedes Jahr bei uns vorbeischauen. Uns freut besonders, dass sich einige mit dem festen Vorsatz verabschiedet haben, unser Haus erneut zu besuchen, um sich in der Bibliothek und dem Archiv über die Geschichte Brandenburgs, speziell der Neumark, zu informieren.

M. Horn

Aus: „Blickpunkt“ Fürstenwalde, vom 30.05.2009:

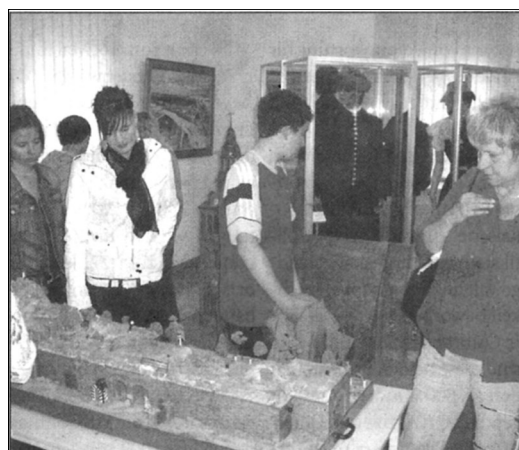
### Besuch im Haus Brandenburg - Europaprojekte am Rouanet Gymnasium Beeskow und an der Rahnschule Fürstenwalde -

Das Thema Europa ist vielschichtig, vielfältig und breitgefächert. Deshalb lud die Landtagsabgeordnete Elisabeth Alter gemeinsam mit dem Haus Brandenburg Fürstenwalde zu einer Informations- und Diskussionsveranstaltung für Schülerinnen und Schüler am 18. Mai ins Haus Brandenburg in Fürstenwalde ein. Als Gast wurde Dr. Gerd Harms, der Bevollmächtigte beim Bund und für Europaangelegenheiten, begrüßt.

Zu Beginn der Veranstaltung stellte Ingrid Schellhaas das Haus Brandenburg, das Dokumentationszentrum für das ehemals ostbrandenburgische Gebiet jenseits von Oder und Lausitzer Neiße, und dessen Aktivitäten vor.

Die Schüler aus dem Rouanet Gymnasium Beeskow und der Rahnschule Fürstenwalde berichteten über ihre Europa-Projekte und grenzüberschreitende Projekte an ihren Schulen. Die Jugendlichen stellten ihre Ein-

drücke und Erfahrungen dar und diskutierten rege.



Beim Rundgang durch die Ausstellung im Haus Brandenburg. Foto: privat

Wer das Haus Brandenburg kennen lernen möchte: **Es ist von Montag bis Freitag 09.00 bis 13.00 Uhr geöffnet.**



**Zu den Artikeln ‚Anna Louise Karsch‘ und ‚Johann Gottfried Piefke‘ in unserer Juni-Ausgabe sandten mir Herr Lothar Meißner, Isernhagen (Heimatkreis Züllichau-Schwiebus) und Herr Manfred Hausmann, Wolfenbüttel (geb. in Guben) Kommentare, für die ich mich bei den beiden Lesern sehr herzlich bedanke!**

Ingrid Schellhaas

Herr **Lothar Meißner** schreibt:

„ ... mit Freude habe ich im letzten Brandenburgkurier Ihren Artikel über die Karschin gelesen. Ich bedanke mich vielmals dafür, daß Sie bei der Würdigung ostbrandenburger Persönlichkeiten auch dieser bewundernswerten Frau gedacht haben. In meiner kleinen Bibliothek befinden sich zwei Bücher über die „deutsche Sappho“:

1. Die Karschin - Friedrichs des Großen Volksdichterin – Ein Leben in Briefen von Elisabeth Hausmann (1933).
2. Anna Louisa Karsch - Herzgedanken von Barbara Beuys (1981) und
3. eine Broschüre – „Liebes von der alten Karschin“, verfaßt für die Teilnehmer an der 27. Hauptversammlung der „Gesellschaft der Bibliophilen“ zu Leipzig am 24. Oktober 1926.

Dieses 30-seitige Heft ist u.a. deswegen interessant, weil es das Testament der Karschin enthält, das ich bisher nirgendwo anders gefunden habe. In einer Tasche befindet sich die Kopie eines Briefes der Karschin an ihren heißgeliebten Enkel Heinrich Wilhelm Hempel (geschrieben 1791 im Todesjahr der Dichterin), der damals an der Viadrina in Frankfurt/Oder studierte. Und hier kommt am Rande auch etwas Züllichau ins Spiel: Denn Rektor der Uni war zu diesem Zeitpunkt **Gotthilf Samuel Steinbart**, der gleichzeitig in Personalunion das Pädagogium und Waisenhaus in Züllichau leitete.

Diese Broschüre erhielt ich als Faksimile vom Schwiebuser Museumsdirektor Mgr. Marek Nowacki.

Liebe Frau Schellhaas, da ich dabei bin, meine kleine Bibliothek zu verkleinern, trenne ich mich gern von diesem Exemplar und schicke es Ihnen, da ich es dann in guten Händen weiß und einer Weiterleitung an das Haus Brandenburg gewiß bin.

Abschließend noch drei kleine Anmerkungen zu Ihrem Artikel, um damit Ungenauig-

keiten klarzustellen, die wohl bei der Zusammenfassung des aufregenden und bunten Lebens der Karschin entstanden sein mögen.

1. Gleich im ersten Satz: Züllichau gehörte damals keineswegs zu Schlesien, sondern war bereits seit 1482 brandenburgisch. Die Grenze zwischen Brandenburg und der schlesischen Enklave Schwiebus verlief dicht bei Hammer. Schwiebus kam erst 1742 zu Brandenburg.
2. Das Haus für die Karschin in Berlin ließ nicht Friedrich der Große bauen, sondern sein Nachfolger auf dem Thron, Friedrich Wilhelm II. \*)
3. Die Inschrift auf der Grabtafel an der Sophienkirche in Berlin lautet wörtlich:

*Hier ruht Anna Louisa Karschin -  
Geborene Dürbach - Kennst Du Wanderer sie nicht - so lerne sie kennen.*  
...“

Soweit der Brief von Herrn Meißner.

\*)

Im Zusammenhang mit dem Bau des Hauses folgender Auszug aus der o.g. Broschüre:

„ ... An dieses Haus knüpft sich ein viel beachtetes kleines Geschehnis: Friedrich der Große hatte durch Vermittlung des Barons von Kottwitz die Karschin im Oktober 1763 in Audienz empfangen, hatte ihr 50 Thaler geschenkt und versprochen, für sie zu sorgen. Er vergaß das, wurde von der schwer darbenenden Dichterin daran erinnert und sandte ihr 2 Thaler. Die Karschin antwortete darauf:

Zwei Thaler giebt kein großer König,  
Ein solche Geschenk vergrößert nicht mein Glück.  
Nein, es erniedrigt mich ein wenig,  
Drum geb ich es zurück.

In seiner Literaturgeschichte bemerkt dazu E. Engel mit Recht, daß zum Lustigmachen über die Verse kein Anlaß vorliegt, und erst recht nicht über die Entgegnung, die sie später auf die königliche Gabe von weiteren 3 Thalern dichtete:

An Quittungs statt geschrieben  
(Januar 1783)

Seine Majestät befahlen,  
Mir, anstatt ein Haus zu baun,  
Doch drei Thaler auszuzahlen.  
Der Monarchbefehl ward traun  
Prompt und freundlich ausgerichtet.  
Und zum Dank bin ich verpflichtet.  
Aber für drei Thaler kann  
Zu Berlin kein Hobelmann  
Mir mein letztes Haus erbauen,  
Sonst bestell' ich ohne Grauen  
Heute mir ein solches Haus,  
Wo einst Würmer Tafel halten  
Und sich ärgern übern Schmaus

Bei des abgegrämten, alten  
Magern Weibes Überrest,  
Die der König darben läßt.

Man weiß, wie König Fritz über die *Littérature allemande* dachte, und für eine volkstümliche Dichterin wie die Karschin hatte er wohl am wenigsten übrig. ...“

Übrigens:

In Berlin Mitte gibt es die Anna-Louisa-Karsch-Straße, sie ist die Verlängerung der Bodestraße ab der Friedrichsbrücke. IS

Herr **Manfred Hausmann**, schreibt:

„ ... Insbesondere erweckte Johann Gottfried Piefke mein Interesse, und da ich mich mit den Feldzügen 1864 und 1866, an denen er teilgenommen hat, intensiv beschäftigt habe, möchte ich Ihnen einige Ergänzungen mitteilen:

1. Wer in Zielenzig in „alter Zeit“ vom Bahnhof in die Innenstadt wanderte, kam, wenn er eine bestimmte schmale, kaum befahrene Straße entlangging, an einem kleinen, einstöckigen Haus vorbei, in dem einmal die Familie Piefke gewohnt hat. Ob es heute noch steht, ist mir allerdings nicht bekannt.

2. Daß Piefke 1864 bei der Erstürmung der Düppeler Schanzen (nicht: „Schlacht bei den...“) mit dem Degen dirigierend zum Sturm blasen ließ, entspricht nicht den Tatsachen. Die waren ein wenig anders: Als der Sturm begann, feuerte er seine vorwärts eilenden preußischen Kameraden mit dem Spielen von Märschen an - die er mit dem Degen dirigierte - allen voran des „Düppeler Schanzenmarsches“ Diesen hatte er eigens für diesen Zeitpunkt komponiert. Es ist eine schnelle, schwungvolle Melodie, und es läßt sich nach ihr gut vorwärts stürmen, weniger gut aber marschieren. Den Beginn des Angriffs freilich hat Piefke mit seinen Bläsern nicht gegeben. Der begann in dem Augenblick, mit dem das preußische Artilleriefeuer aufhörte.

Der zweite Teil des Marsches stammt nicht von Piefke. Hierbei hat er das alte Volkslied

„Steh ich in finsterner Mitternacht so einsam auf der stillen Wacht“ von Wilhelm Hauff, 1780 gedichtet, eingebaut, mit dem er an die vielen Wochen der Belagerung der Schanzen erinnerte.

3. Das „Düppeler Sturmkreuz“ war keine besondere Tapferkeitsauszeichnung; dieses erhielt jeder preußische Soldat, der damals am Sturm beteiligt war. Auch mein Großvater, der aus Zielenzig stammte und bei den „Lübbener Jägern“ diente (preußisches Jägerbataillon Nr. 3) war damals mit dabei und besaß diese Auszeichnung.

4. Gleichfalls nahm mein Großvater an der Schlacht von Königgrätz teil. Auch hier hat Piefke den ersten Teil des Marsches selbst komponiert, und der gibt in großartiger Lautmalerei den monotonen Marschtritt der preußischen Soldaten wieder, die sich zielstrebig auf Königgrätz und damit auf die Entscheidungsschlacht zubewegen. Noch im letzten Kriege kannten wir diese Melodie, zu der wir sangen: „Der Piefke lief, der Piefke lief, der Piefke lief die Stiebeln schief“. Ich nehme an, daß dieser Text tatsächlich noch aus dem Jahre 1866 stammt, denn das Schuhwerk der preußischen Soldaten war von schlechtester Qualität und nutzte sich bei den kein Ende nehmen wollenden Gewaltmärschen schnell ab. Wir sangen aber oft auch einen anderen Text: „Wir hab'n den Kanal, wir hab'n den Kanal, wir hab'n den Kanal noch lange nicht voll“. Nach diesem Vorspiel folgte der zweite Teil des „Königgrätzer Marsches“, der „Hohenfriedberger Marsch“. Dieser sehr melodiose Marsch, zu

dem es auch einen Text gibt, wurde auf den Sieg Friedrichs des Großen 1745 über die Österreicher bei Hohenfriedberg komponiert, aber nicht, wie oft angenommen wird, vom Großen König selbst, sondern erst Anfang des 19. Jahrhunderts. Der Name des Komponisten ist mir leider unbekannt. Der „Hohenfriedberger“ stammt also nicht von Piefke, bildet aber, zusammen mit dessen Vorspann, nicht nur eine melodiöse, sondern auch historische Einheit, wie sie eindrucksvoller nicht komponiert werden konnte.

5. Die Parade der preußischen Truppen auf

dem Marchfeld war sozusagen (1866) die Siegesparade für Königgrätz und den gewonnenen Krieg. Nach dieser Parade zogen sich die Preußen aus Böhmen zurück. Den Plan des Königs und der Generäle, in Wien einzumarschieren, konnte Bismarck (mit viel Mühe) verhindern, es sollte dem geschlagenen Gegner eine solche Demütigung erspart werden. ...“

Herr Hausmann fügt hinzu, daß trotz entgegenstehender Meinungen der Geburtsort von Johann Gottfried Piefke **Schwerin (Warthe)** ist.

## ... auf der Suche nach orts- und familiengeschichtlichen Quellen der Neumark und Ostbrandenburgs

### Eine Einführung in die Bestände des Brandenburgischen Landeshauptarchivs

Veranstaltung  
des Brandenburgischen Landeshauptarchivs und des Hauses Brandenburg  
im Brandenburgischen Landeshauptarchiv,  
14469 Potsdam-Bornim, Zum Windmühlenberg

6. November 2009, 10.00 Uhr — 16.00 Uhr

#### 10.00 Uhr

Begrüßung durch die Veranstalter

#### Frau Dipl. Bibliothekarin Maria Petzoldt

Literaturrecherche zur ostbrandenburgischen Orts- und Familiengeschichte:  
Welche Hilfsmittel nutze ich zur Ermittlung literarischer Veröffentlichungen?

#### PD Dr. Klaus Neitmann

Archivrecherche zur ostbrandenburgischen Orts- und Familiengeschichte:  
Welche Hilfsmittel nutze ich zur Ermittlung archivalischer Quellen?

#### 12.00 Uhr Mittagspause

#### 13.30 Uhr

#### Dr. Falko Neininger

Quellen zur ostbrandenburgischen Orts- und Familiengeschichte  
in ausgewählten Beständen des Brandenburgischen Landeshauptarchivs

- Neumärkische Kriegs- und Domänenkammer
- Regierung Frankfurt (Oder)
- Kirchenbuchduplikate und Grundbücher  
(mit Aktenbeispielen)

## Spendenauf Ruf

Liebe Mitmenschen, da Sie diesen MID Brandenburgkurier erhalten, gehen wir davon aus, daß Sie ein besonderes Interesse und Wohlwollen für unsere Arbeit haben. Deshalb möchten wir Sie ganz herzlich bitten, einmal nachzuschauen, ob Sie die Arbeit im Haus Brandenburg mit einer Spende fördern können. Ob Sie nun an die Landsmannschaft, den Haus Brandenburg-Freundeskreis e.V. oder an die Stiftung Brandenburg spenden - jede dieser Einrichtungen hat in ihrer Satzung das Ziel, dafür zu sorgen, daß die Erinnerung an die frühere Neumark/Ostbrandenburg in würdiger Form gepflegt und erhalten bleibt.

Es bleibt Ihnen überlassen, welches der unten genannten Konten Sie wählen. Eine Spendenbescheinigung bekommen Sie auf jeden Fall.

**Wir sagen Ihnen jetzt schon ein besonders herzliches Danke!**

### **Landsmannschaft Berlin-Mark Brandenburg e.V.:** (Beiträge und Spenden)

**Konto Nr. 25 15 781**

**Deutsche Bank Fürstenwalde**

**BLZ 120 700 24**

### **Haus Brandenburg-Freundeskreis e.V.:**

Dieser Verein unterstützt gem. seiner Satzung das Haus Brandenburg finanziell und ideell. Auch hier können Sie spenden oder Mitglied werden.

### **Haus Brandenburg— Freundeskreis e.V.:**

**Konto Nr. 256 6800**

**Deutsche Bank Fürstenwalde**

**BLZ 120 700 24**

#### **Ansprechpartner:**

Lothar Hoffrichter  
W.-Seelenbinder-Str. 33  
15517 Fürstenwalde  
Tel. 03361-32.139  
e-mail: inloho@web.de

#### **Anmeldung zur Mitgliedschaft bei:**

Ingrid Schellhaas  
Kaiser-Friedr.-Str. 120 g  
14469 Potsdam  
Tel. 0331-96.76.577  
e-mail: inschell@t-online.de

### **Stiftung Brandenburg:** (Spenden)

**Konto Nr. 3000 706 266**  
**Sparkasse Oder-Spree**  
**BLZ 170 550 50**

**Für Zustiftungen wenden Sie sich bitte an:**

**Kurator Prof. Dr. Werner Vogel**  
**Elsenpfuhlstr. 46**  
**13437 Berlin**

Impressum:  
Herausgeber Landsmannschaft Berlin-Mark Brandenburg e.V.  
Parkallee 14, 15517 Fürstenwalde (Spree)  
Tel 03361 / 310.952  
Fax 03361 / 310.956  
V.i.S.d.P.: Ingrid Schellhaas  
Redaktion: Ingrid Schellhaas  
Auflage 285 Stück  
Versand an Direktmitglieder kostenlos,  
erscheint viermal im Jahr  
**für Abonnenten:**  
**€ 6,00 jährlich**  
Zahlbar zum Ende eines Jahres.

**Konto für**  
**MID Brandenburgkurier:**  
**Nr. 42.139.703**  
**Postgiro Stuttgart**  
**BLZ 600.100.70**

# BRANDENBURGKURIER

MID

Märkischer  
Informationsdienst



Landsmannschaft  
Berlin-Mark Brandenburg e.V.  
Haus Brandenburg - Freundeskreis e.V.

Stiftung Brandenburg

Fürstenwalde (Spree)

€ 1,50 / 23. Jg., Nr. 4, Dez. 09



Armenische Kunstkachel © Jerusalemsverein im Berliner Missionswerk

Allen unseren Lesern wünschen wir ein ruhiges und gesegnetes Weihnachtsfest. Für das Neue Jahr von Herzen alles Gute, Gesundheit und Frieden!

*Ihre Landsmannschaft  
Berlin-Mark Brandenburg,  
Ihre Stiftung Brandenburg  
und  
Ihr HAUS BRANDENBURG-  
Freundeskreis*

## Rückblick auf das Jahr 2009 im Haus Brandenburg

Das Haus Brandenburg kann auf ein gutes Jahr 2009 zurückblicken. Alle drei im Haus und für das Haus tätigen Institutionen bestätigen, daß die Resonanz der Veranstaltungen sehr erfreulich ist. Besucher - Einzelpersonen oder Gruppen - sind zahlreich, ob sie nun durch das Museum (u.a. während der alljährlichen „Langen Nacht der Museen“ in Fürstenwalde) gehen oder in der reichhaltigen Spezialbibliothek lesen, recherchieren oder sich beraten lassen. Wir sind immer wieder hoch erfreut, wie stark das Interesse für die Einrichtung **Haus Brandenburg** ist, was sich auch an den Spenden zeigt!

Im folgenden sollen hier die markantesten Veranstaltungen genannt werden:

Im Rahmen des „Märkischen Gesprächsforums“, einer gemeinsamen Vortragsreihe des HAUS BRANDENBURG-Freundeskreises e.V. und der STIFTUNG BRANDENBURG ging es am 05. März um die Geschichte der früher deutschen Ackerbürgerstadt Lippehne, die heute eine von industriellen Klein- und Mittelbetrieben geprägte polnische Stadt ist, am 07. Mai war die Erinnerung an den Aufklärer Gotthilf Samuel Steinbart (1734—1809) aus Züllichau das Thema (wir

berichteten bereits in der Nr. 3/09, S. 4 ff.) Am 10. September hörten wir einen Vortrag zur Schlacht bei Kunersdorf (siehe hier S. 3), und am 05. November stand der Dichter Eduard Boas (1815—1853) aus Landsberg a. d. Warthe auf dem Programm.

Weitere Veranstaltungen waren die Ausstellung von April bis Juni mit Bildern des Malers Ernst Henseler (geb. 1852 in Wepritz b. Landsberg a. d. Warthe, gest. 1940 in Berlin) mit Vortrag und Buchpräsentation am 08. April und am 28. September ein Lichtbildervortrag zur Küstriner Altstadt in alten und neuen Fotos der Altstadt und den auf Gläser gravierten Ansichten dieser Fotos, wobei die Gläser die Figuren eines Schachspiels sind (siehe S. 6).

Die Landsmannschaft hielt ihre jährlichen Haupt-, Heimatkreisbetreuer- und Landesverbandsvorsitzenden-Versammlungen im Haus Brandenburg ab, Ortsgruppen der Landsmannschaft trafen sich zu alljährlichen Besprechungen. Besuchergruppen auf der Fahrt in ihre heute polnischen Heimatorte legten, wie immer, eine Unterbrechung ihrer Reise ein, um Museum und Bibliothek zu sehen. Besonders erfreulich waren

die Veranstaltungen mit anschließender Diskussion von Schülern der Fürstenwalder Rahnschulen, die auch eine Projektwoche in Polen durchführten. Das zeigt, daß die Jugend am Thema des verlorenen deutschen Ostens und seiner Kultur und Geschichte einschließlich der Entwicklung in der Gegenwart interessiert ist.

Nach wie vor bedauern alle drei oben genannten Institutionen, daß von Land- und Bundesseite keine Bereitschaft vorhanden ist, Mittel für einen Erweiterungsbau, z.B. für die wertvolle und umfangreiche Spezialbibliothek, bereitzustellen. Das ist umso bedauerlicher, als in Greifswald und Görlitz für Pommern und Schlesien hervorragende Baulichkeiten geschaffen wurden. Wir haben zwar ausreichend Magazinfläche zur Unterbringung von Musealien und gedrucktem Material, aber zu einer wirklich ansehnlichen

Zurschaustellung unserer Kulturgüter ist es eng im Haus. Der heute polnische Teil der ehemaligen Provinz **Brandenburg** sollte die Möglichkeit haben, sich gebührend darzustellen wie die anderen Kulturlandschaften des früheren deutschen Ostens auch.

Für unseren Wunsch spricht, daß bereits sehr viel Material - sogar komplette Heimatstuben - im Haus ist, so daß über kurz oder lang das (nahezu) gesamte Material Ostbrandenburgs an einem Ort zugänglich und erschlossen vorhanden sein wird.

Auch Fürstenwaldes geografische Nähe zu Polen ist ein Pluspunkt. Die enge Zusammenarbeit mit kulturellen Einrichtungen und Historikern in Polen stärkt nicht nur die gutnachbarlichen Beziehungen, sondern unterstreicht die gemeinsame Geschichte der gesamten Region.

IS

## Georg-Dehio-Kulturpreis 2009



Am 13. Oktober fand im Atrium der Deutschen Bank in Berlin, Unter den Linden 13-15, die Verleihung des diesjährigen Kulturpreises statt. Er wird vom Deutschen Kulturforum östliches Europa e.V. in Potsdam verliehen. Den Hauptpreis erhielt Dr. Christoph Machat für die Erfassung und Dokumentation der siebenbürgisch-sächsischen Kulturlandschaften.

Mit dem Ehrenpreis (8000 €) wurde **Zbigniew Czarnuch** für seine Forschungen und Initiativen zur Erhaltung und Vermittlung der Kulturlandschaft Neumark ausgezeichnet.

Nachdem Frau Dr. Doris Lemmermeier, Direktorin des Deutschen Kulturforums, die zahlreichen Gäste begrüßt hatte, hielt Frau Dr. Ingeborg Berggreen-Merkel, Abteilungsleiterin beim Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien, ein ausführliches Grußwort. Es folgten

die Laudationes von Prof. Dr. Michael Petzet für den Hauptpreisträger und von Dr. Krzysztof Wojciechowski vom Collegium Polonicum in Słubice (Vorstadt Frankfurt/Oder) für den Ehrenpreisträger. Mit sehr verständnisvollen und warmherzigen Worten würdigte er Herrn Czarnuchs Lebensweg und Leistung vom anfänglichen Deutschen-Feind zu einem überzeugten Sachwalter der deutsch-polnischen Verständigung, unabhängig von jeglicher tagespolitischen Orientierung. In seinem privaten Museum und Wegweiser-Park hat er in Witnica (Vietz) zahlreiche Dokumente aus deutscher Zeit zusammengetragen. Auf Führungen ist der ehemalige Geschichtslehrer ein lebhafter und kenntnisreicher Schilderer der Geschichte seiner Stadt.

Nach der Preisverleihung konnte der Verfasser Herrn Czarnuch für die jahrelange gute Zusammenarbeit mit der Stiftung Brandenburg und die vielen anregenden Gespräche in Gorzów und im Haus Brandenburg herzlich danken, zu der verdienten Ehrung ebenso herzlich gratulieren und weitere erfolgreiche gemeinsame Arbeit wünschen.

Unter den vielen bekannten Gesichtern, mit denen bei dieser Gelegenheit gesprochen werden konnte, mögen nur zwei hervorgehoben werden, die den weiten Weg zu Ehren des Jubilars nicht gescheut hatten. Es waren Frau Kostkiewicz-Górska aus Gorzów (Landsberg/Warthe) und unser langjähriger Kurator Dietrich Handt.

Werner Vogel

## Die Schlacht bei Kunersdorf im Licht einer unbekanntenen Quelle

Haus Brandenburg, 10. Sept. 2009, Dr. Stefan Hartmann (Archivdirektor i.R.)

Zusammenfassender Bericht zum Vortrag von Dr. Stefan Hartmann

(unter Zuhilfenahme der schriftlichen Arbeit von Dr. Hartmann in: Jahrbuch für Brandenburgische Landesgeschichte, 42. Band, S. 78 ff, Berlin 1991)

Einleitend stellte der Referent fest, dass in der Heeresgeschichtlichen Sammlung des Geheimen Staatsarchivs Preußischer Kulturbesitz das Tagebuch eines Grenadierbataillons vorliegt. Dieses Tagebuch beschreibt den Verlauf des gesamten Siebenjährigen Kriegs und somit auch die Schlacht bei Kunersdorf am 12. August 1759. Dr. Hartmann führte aus, dass die Eintragungen des Tagebuchschreibers zum Verlauf der Schlacht bei Kunersdorf eine interessante zusätzliche Quelle zu den bekannten historischen Aufzeichnungen sind, sie aber naturgemäß einen subjektiven Ausschnitt des Geschehens darstellen und eine pro-preußisch erfolgsorientierte Sicht des gesamten Siebenjährigen Kriegs vertreten.

Zitate aus dem genannten Tagebuch werden hier *kursiv* wiedergegeben.

*Die feindliche Russische Armee hatte sich nach der Affaire bey Kay [die Schlacht bei Kay fand am 23. Juli 1759 statt] mit dem Oesterreichischen General Laudon conjungiret und ohnweit Franckfurth an der Oder sich auf denen Anhöhen bey Cunersdorff in ein festes Lager gesetzt, das vor der Front Moräste, Teiche und Buschwerk, im Rücken einen großen Wald und auf beyden Flügeln zwey Berge hatte, welche die 3 feindlichen Treffen bedeckten. Außer diesen Vortheilen der Natur hatte der Feind sein ganzes Lager noch mit einem starken Retranchement [Verschanzung] und vielen Redouten [viereckige Schanzen] umgeben, auch mit einer sehr zahlreichen Artillerie alles dergestalt wohl besetzt, daß man diesen Posten mit größtem Recht ein sehr festes Lager nennen konnte.*

Sehr ausführliche Beschreibungen des Geländes geben die bekannten historischen Quellen. Die Oberbefehlshaber der bei Kunersdorf versammelten russischen und österreichischen Truppen, General en chef Saltykov und Feldmarschallleutnant Laudon, hielten einen preußischen Sieg aufgrund des schwierigen Geländes und der eigenen starken Befestigungen für unwahrscheinlich. Hinzu kam die zahlenmäßig überlegene Gefechtsstärke der russisch-österreichischen Armee. Ihren 78980 Mann und 423 Geschützen standen nur 49900 Mann und 286 Geschütze auf preußischer Seite gegenüber.

Die offiziellen Quellen berichten, dass Friedrich d. Gr. vor seinem Entwurf zur Aufstellung seiner Truppen eine Erkundung der feindlichen Stellungen durchführen ließ, und zwar vom Tretliner Spitzberg aus (nicht zu verwechseln mit dem Großen Spitzberg westlich von Kunersdorf – s. Karte). Unglücklicherweise verdeckten Höhenzüge wichtige Einzelheiten des Geländes, die somit dem König unbekannt blieben. Die am Abend vor der Schlacht ausgegebene Disposition beruhte deshalb teilweise auf falschen Voraussetzungen. In der Tagebuchquelle heißt es: *Gegen den Abend ertheilten Seine Majestät der König denen General-Lieutenants die Disposition zu der bevorstehenden Bataille, die ihrer schönen Einrichtung halben und wegen des unvergleichlichen Zusammenhangs von Unterstützung eines Corps durch das andere allezeit ein Meisterstück in dieser Wissenschaft verbleiben wird. Der Haupt Dessen [Absicht] dieser Disposition war, daß, weil der Feind auf der Front nicht anzugreifen sey, der König den Angriff in dem Rücken des Feindes vornehmen wolle, da inzwischen der General Lieutenant v. Finck den Feind von vornen beschäftigen und des Königs Attaque erleichtern helfen sollte.* Der Hauptangriff sollte südöstlich von Kunersdorf beginnen, während v. Finck mit seinem Korps nördlich vom Mühlberg den rechten Flügel bildete. Der Schreiber des Tagebuchs fährt fort mit der Aufzählung all der vielfältigen erforderlichen Aktivitäten, bis im Laufe des Vormittags des 12. August die Kampfhandlungen ihren Anfang nahmen.

Zunächst lief alles nach der Disposition des Königs ab. Doch im Verlauf des Vormarsches musste Friedrich erkennen, in welchem verhängnisvollen Irrtum er sich bisher über die Front des Gegners befunden hatte. Statt in den Rücken der Russen zu gelangen, war er vor deren stark befestigte Front geraten. Außerdem bemerkte er jetzt erst die sich von Kunersdorf nach Süden hin tief in den Frankfurter Stadtforst hineinziehende Teich- und Sumpfkette, die nur an zwei Stellen, zwischen dem Dorf- und Blanken-See und innerhalb des deckenden Waldes auf einer Brücke, zu überschreiten war.

Angesichts dieser Erkenntnis änderte der König nun seinen Angriffsplan und entschloss sich,

östlich der Kunersdorfer Seenreihe mit verhaltenem linken Flügel vorzugehen, während der rechte längs des Hühnerfließes marschieren und gemeinsam mit dem Finckschen Korps den russischen linken Flügel auf den Mühlbergen eindrücken und damit die ganze Stellung aufrollen sollte. Die Feststellung unserer Quelle, dass die Russen zunächst dem Finckschen Täuschungsmanöver erlegen gewesen seien, wird durch andere Angaben bestätigt. Hiernach richtete der Feind seine Aufmerksamkeit lediglich auf den General Finck und glaubte, dass der König im Rücken angreifen würde. Erst als die preußische Armee bis an den Rand des Waldes vorgerückt war, entdeckte sie der Gegner.

Als Saltykov die Umgehung seines rechten Flügels durch die Preußen bemerkte, befahl er eine völlige Schwenkung seiner Armee, wodurch der bisherige Rücken zur Front und der rechte zum linken Flügel wurde. Eine solche Schwenkung entspricht dem Verteidigungsschema einer „Wagenburg“. Diese Positionsveränderung scheint dem Autor unserer Quelle verborgen geblieben zu sein, weil er weiterhin vom preußischen Angriff auf den rechten Flügel des Gegners spricht. Seiner Mitteilung, dass die Schlacht mit dem Feuern der russischen Artillerie begann, steht die Aussage aller anderen Berichte entgegen, wonach um halb 12 Uhr vormittags die preußische Batterie auf den Walkbergen das Zeichen zur Eröffnung des Artilleriekampfes gab. Der überraschende Vorstoß der Preußen versetzte die Verteidiger in Verwirrung und führte rasch zur Flucht des ganzen russischen linken Flügels, der sich in völliger Auflösung nach dem sumpfigen Ufer der Oder wandte. Damit hatte der König mit nur einem Verlust von etwa 200 Mann einen wichtigen Erfolg erreicht. Die Erwartung, dass die Russen ihre Stellung *auf das äußerste, ja recht hartnäckig vertheidigen [würden], weil man öfters sprechen gehört hatte, daß [sie] unbeweglich in den Bataillen stünden*, hatte sich - wie der Autor unserer Quelle schreibt - nicht erfüllt. *Die so sehr beschriebenen Russen [hätten] ebenso geschwinde wie andere Menschen* die Flucht ergriffen. Eine ähnliche Feststellung findet sich auch in vielen anderen Quellen. Die preußischen Anfangserfolge trugen jedoch nicht die gewünschten Früchte, weil die Gelegenheit zur nachdrücklichen Ausnutzung des Erreichten fehlte. Vor allem die schwierigen Terrainverhältnisse boten hier eine nahezu unüberwindliche Schranke. Bald nach Beginn des entscheidenden Kampf-

es stellte sich heraus, dass die preußischen Geschütze unter Munitionsmangel litten und die Kavallerie nicht am angreifenden rechten, sondern hinter dem verhaltenen linken preußischen Flügel postiert war. Das Vordringen der preußischen Angreifer wurde immer wieder durch neue Hindernisse des Terrains vereitelt. Hinzu kam, dass die Russen nun österreichische Regimenter zur Unterstützung herangezogen hatten. Die Enge der örtlichen Verhältnisse zwischen den Anhöhen musste jedem Angreifer zum Verhängnis werden und dem Verteidiger zum Vorteil gereichen. Als fatal erwies sich, dass sich der rechte preußische Flügel keine Zeit nahm, *die durch die Hindernisse verursachte Unordnung wieder auszugleichen und sich zum Angriff zu gliedern*. So gelang es dem König nicht, seine Kräfte gegen einen Punkt, den linken Flügel der russischen Stellung, zusammenzufassen.

Sowohl das Tagebuch als auch viele andere Berichte informieren ausführlich über die einzelnen Phasen der Schlacht, in denen sich das Glück der Preußen allmählich wendete. Nach 5 Uhr nachmittags begann sich deutlich der Umschwung zuungunsten der Preußen abzuzeichnen. Dem Druck der dichten Linie des Feindes konnten die ermatteten preußischen Bataillone nicht mehr widerstehen und zogen sich schrittweise über den Kuhgrund zurück, wo Friedrich ungeachtet des Umstands, dass ihm zwei Pferde unter dem Leib erschossen wurden, versuchte, die Weichenden zum Stehen zu bringen. Die Katastrophe war vollständig, als plötzlich westlich Kunersdorf aufgelöste Reiterscharen auftauchten und in wilder Hast auf den linken Flügel der preußischen Infanterie zujagten und diesen überritten. Dabei handelte es sich um geschlagene preußische Kavallerie, die sich um Kunersdorf herum in Sicherheit zu bringen suchte. Nun war kein Halten mehr, und ein fluchtartiger Rückzug nach den Mühlbergen setzte ein. Diese Ereignisse werden in unserer Quelle anschaulich beschrieben, die die Flucht der preußischen Kavallerie auf das Gerücht zurückführt, dass der Feind bereits in die linke Flanke eingebrochen sei und dort alles über den Haufen werfe. Der dicke Staub machte es unmöglich, Freund und Feind voneinander zu unterscheiden. Die offiziellen Quellen bestätigen die Aussage des Tagebuches, dass die fliehende preußische Kavallerie wie unsinnig zurückjagte und die bei den Brücken über das Hühnerfließ zusammengeballte Artillerie zur Seite drängte, wobei sie die Pferde



von vielen Geschützen hieb, die dadurch zur leichten Beute für den Gegner wurden.

Damit war die Schlacht bei Kunersdorf beendet, die zur verheerendsten Niederlage Friedrichs im Siebenjährigen Krieg wurde. Nicht zutreffend ist die Feststellung im Tagebuch, *daß der feindliche Verlust an Menschen dem preußischen vollkommen gleich gewesen seyn müßte, falls er ihn nicht um ein großes übertroffen habe, dann man auf dem erfochtenen Wahl Platz überall mehrere tote Russen als Preußen gesehen hat.* Nach der Auswertung zuverlässiger Quellen gab es auf preußischer Seite 6056 Tote, 11082 Verwundete und 1352 Vermisste, das sind 18490 Mann, während die Verluste der Gegner mit insgesamt 16937 Mann beziffert werden. Unmittelbar nach der Schlacht übersandte Friedrich seinem Minister Finckenstein eine Mitteilung, in der er seine katastrophale Niederlage nicht beschönigte. Darin hieß es u.a., sein Rock sei von Kugeln durchlöchert. Sein Unglück sei, dass er noch lebe. Von einer Armee von 48000 Mann wären ihm nur

knapp 3000 verblieben.

Abschließend berichtet das Tagebuch vom Rückzug der geschlagenen preußischen Armee über die Oder.

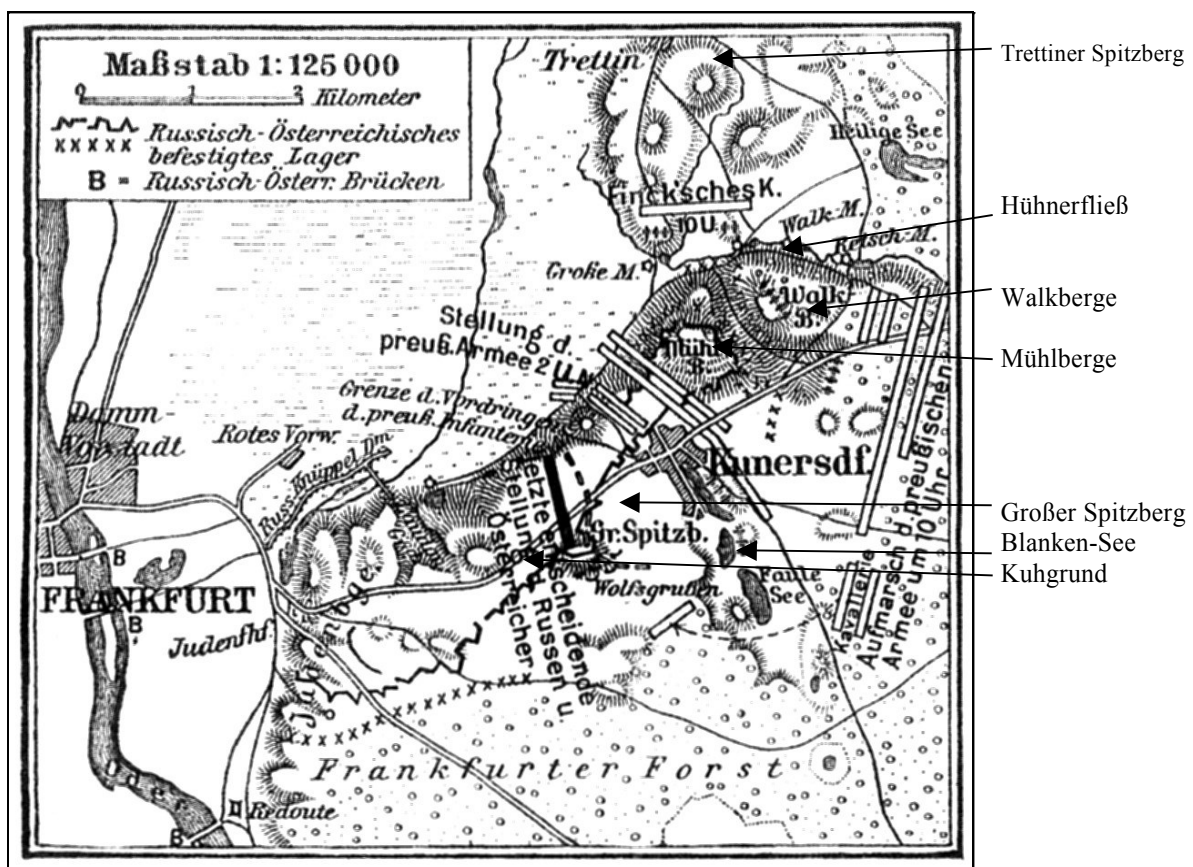
#### Das „Mirakel des Hauses Brandenburg“

Kunersdorf war der erste große Erfolg in der Zeit des russisch-österreichischen Bündnisses. Obwohl jetzt für die Verbündeten alles darauf ankam, den Sieg auszunutzen, war Saltykov trotz des Drängens von Laudon nicht dazu bereit, den Weg bis Berlin weiter zu beschreiten. Der russische Oberkommandierende ließ die inzwischen wieder auf rund 24000 Mann angewachsene preußische Armee entkommen.

Als Friedrich merkte, dass er nicht verfolgt wurde, verkündete er seinem Bruder Heinrich am 1. September das „Mirakel des Hauses Brandenburg“.

Preußen war fürs Erste gerettet.

IS



Bildquelle: internet

## Küstrin „Schach matt“

Eine Ausstellung und ein Lichtbildvortrag von  
Frau Kati Frädrieh, Augenoptikermeisterin

Im Haus Brandenburg, in einer Glasvitrine, liegt ein Schachspiel, dessen Figuren ungewöhnlich sind: Es sind verschieden hohe zylindrische Gläser, deren Boden gerade auf ein Feld des Schachbretts passt. Was ist an diesen Figuren so besonders, was lässt diese kleine Ausstellung so ungewöhnlich erscheinen? Bei näherem Betrachten sehen wir, dass die Gläser mit einer Gravur verziert sind.

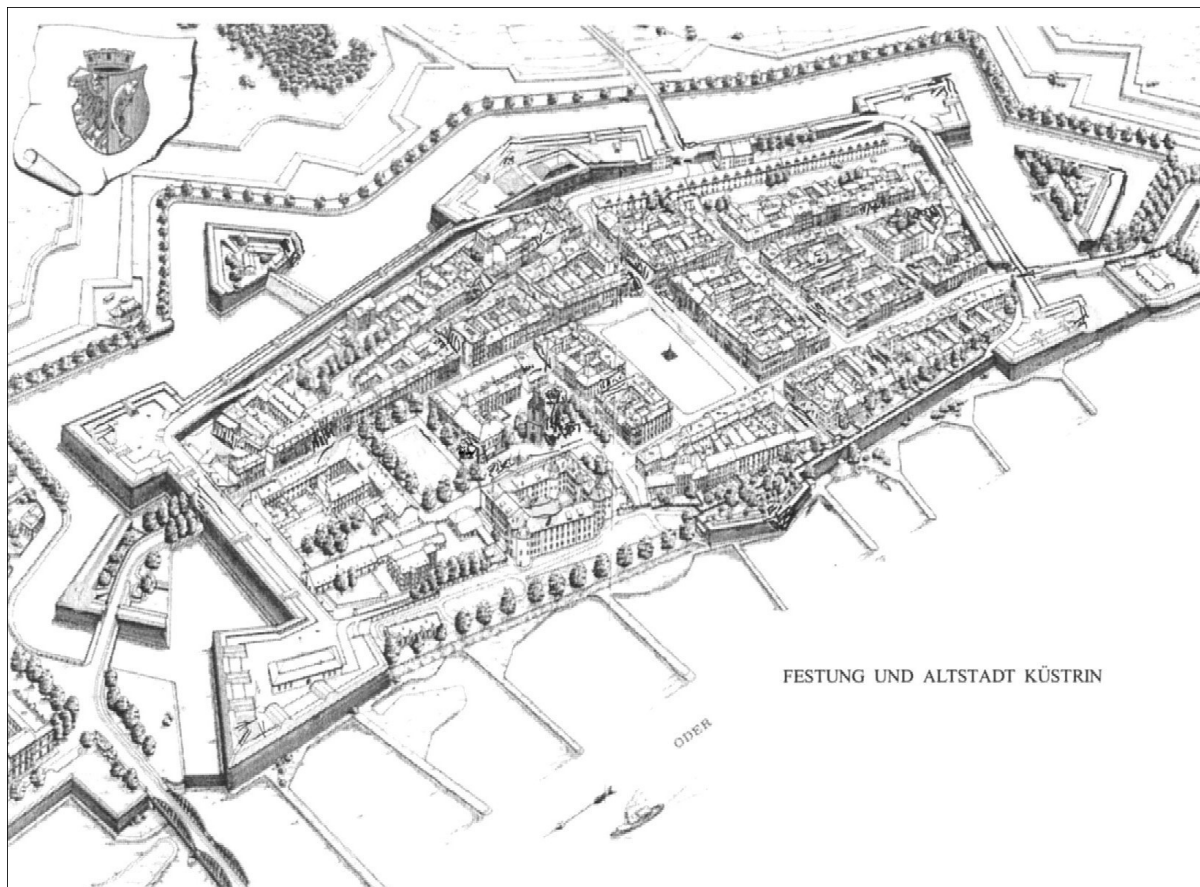
Der Vortrag im Saal des Hauses Brandenburg klärt uns auf: Die Gravuren stellen Ansichten von Küstrin dar, und zwar Bekanntes und weniger Bekanntes, aber alle in zweifacher Ausfertigung. Es sind Bilder aus der **Küstriner Altstadt in den Mauern der Festung**, wie sie vor der Zerstörung war – sie entsprechen einer weißen Schachfigur, und eine Ansicht aus derselben Perspektive, aber in dem heutigen Zustand – die schwarze Schachfigur. Die Höhe der Gläser symbolisiert den jeweiligen Wert einer Schachfigur – König, Dame, Läufer, Turm, Springer und Bauer.

Frau Frädrieh hat die Gläser in ihrer Freizeit in

wunderbarer Feinarbeit mit den Gravuren versehen und uns Lichtbilder gezeigt, eine Darstellung (meist als Ansichtskarte) von vor 1945, das entsprechende Glas mit der Gravur desselben Motivs, dann ein (Farb-)Foto von heute und das dazugehörige Glas. Der Vortrag war eine Wanderung durch die alte und die derzeitige Küstriner Altstadt. Man konnte sich vorstellen, welche Mühen es gekostet hat, um eine alte Ansicht in den heutigen Resten wiederzuerkennen. Da waren genaues Hinsehen, akribisches Suchen und Prüfen erforderlich. Oft waren es nur ein Mauerrest, einige alte ebenerdige Fensterhöhlen und ein zu ahnender Straßenverlauf, der die Identifizierung eines früheren Gebäudestandorts möglich machte.

Die „Wanderung“ führte zu den Stadttoren (Berliner-, Kietzer Tor z.B.), zu den Bastionen der Festungsmauern, entlang der Mauern, zu Plätzen in der Stadt, zu Rathaus, Marienkirche, Schloß, Straßenschluchten, einer Apotheke, einer Schule usw. usw. - alles Bilder und Gläser!

I.S.



Und nun einige Fotos mit den dazugehörigen Gläsern: →



Die Marienkirche  
So wie sie einmal war und so wie sie  
jetzt aussieht.  
Und zwei wunderschön gravierte Glas-  
"Schachfiguren"

Blick vom Markt  
durch die Apothekengasse  
zur Marienkirche  
- einst und jetzt -

(auch hierzu sind entsprechende Gläser  
graviert)



## Für Küstrin-Reisende und -Interessierte:

Seit den Osterfeiertagen 2009 hat die Küstriner Stadtverwaltung der neu gegründeten **Tourist-Information** das Kietzer Tor in der Küstriner Altstadt überlassen.

Eingerichtet als kleines Ausflugslokal, bietet es den Besuchern - neben dem Verzehr von Kaffee und Kuchen sowie Bratwurst und Bier - die Möglichkeit, sich über Ausflugsziele, Wander- und Radwege der Umgebung zu informieren. Im Angebot befinden sich außerdem Ansichtskarten aus alter und neuer Zeit, sowie Stadtpläne und Wanderkarten.

Für historisch interessierte Besucher veranstaltet der Geschäftsführer **Klaus Ahrendt** regelmäßig Führungen durch die Küstriner Altstadt.

Aber auch Wanderungen oder Radtouren durch den Nationalpark Warthemündung und die umliegenden Wälder befinden sich im Angebot.

Termine für Stadtführungen findet man auf der Internetseite [www.tourist-info-kostrzyn.pl](http://www.tourist-info-kostrzyn.pl) unter Veranstaltungen, oder telefonisch unter: 0 151 238 60 510.

Für organisierte Reisegruppen bietet Klaus Ahrendt nach individueller Absprache Führungen durch die Küstriner Altstadt sowie Rundfahrten durch das Lebuser Land und die Neumark an.

K.A.

## **Landsmannschaft Berlin-Mark Brandenburg e.V.:** (Beiträge und Spenden)

**Konto Nr. 25 15 781**  
**Deutsche Bank Fürstenwalde**  
**BLZ 120 700 24**

## **Haus Brandenburg-Freundeskreis e.V.:**

Dieser Verein unterstützt gem. seiner Satzung das Haus Brandenburg finanziell und ideell. Auch hier können Sie spenden oder Mitglied werden.

### **Haus Brandenburg— Freundeskreis e.V.:**

**Konto Nr. 256 6800**  
**Deutsche Bank Fürstenwalde**  
**BLZ 120 700 24**

#### **Ansprechpartner:**

Lothar Hoffrichter  
W.-Seelenbinder-Str. 33  
15517 Fürstenwalde  
Tel. 03361-32.139  
e-mail: inloho@web.de

#### **Anmeldung zur Mitgliedschaft bei:**

Ingrid Schellhaas  
Kaiser-Friedr.-Str. 120 g  
14469 Potsdam  
Tel. 0331-96.76.577  
e-mail: inschell@t-online.de

## **Stiftung Brandenburg:** (Spenden)

**Konto Nr. 3000 706 266**  
**Sparkasse Oder-Spree**  
**BLZ 170 550 50**

**Für Zustiftungen wenden Sie sich bitte an:**

**Kurator Prof. Dr. Werner Vogel**  
**Elsenpfuhlstr. 46**  
**13437 Berlin**

#### **Impressum:**

Herausgeber Landsmannschaft Berlin-Mark Brandenburg e.V.  
Parkallee 14, 15517 Fürstenwalde (Spree)  
Tel 03361 / 310.952  
Fax 03361 / 310.956  
V.i.S.d.P. : Ingrid Schellhaas  
Redaktion: Ingrid Schellhaas  
Auflage 280 Stück  
Versand an Direktmitglieder kostenlos,  
erscheint viermal im Jahr  
**für Abonnenten:**  
**€ 6,00 jährlich**  
Zahlbar zum Ende eines Jahres.

## **Konto für MID Brandenburgkurier:**

**Nr. 42.139.703**  
**Postgiro Stuttgart**  
**BLZ 600.100.70**